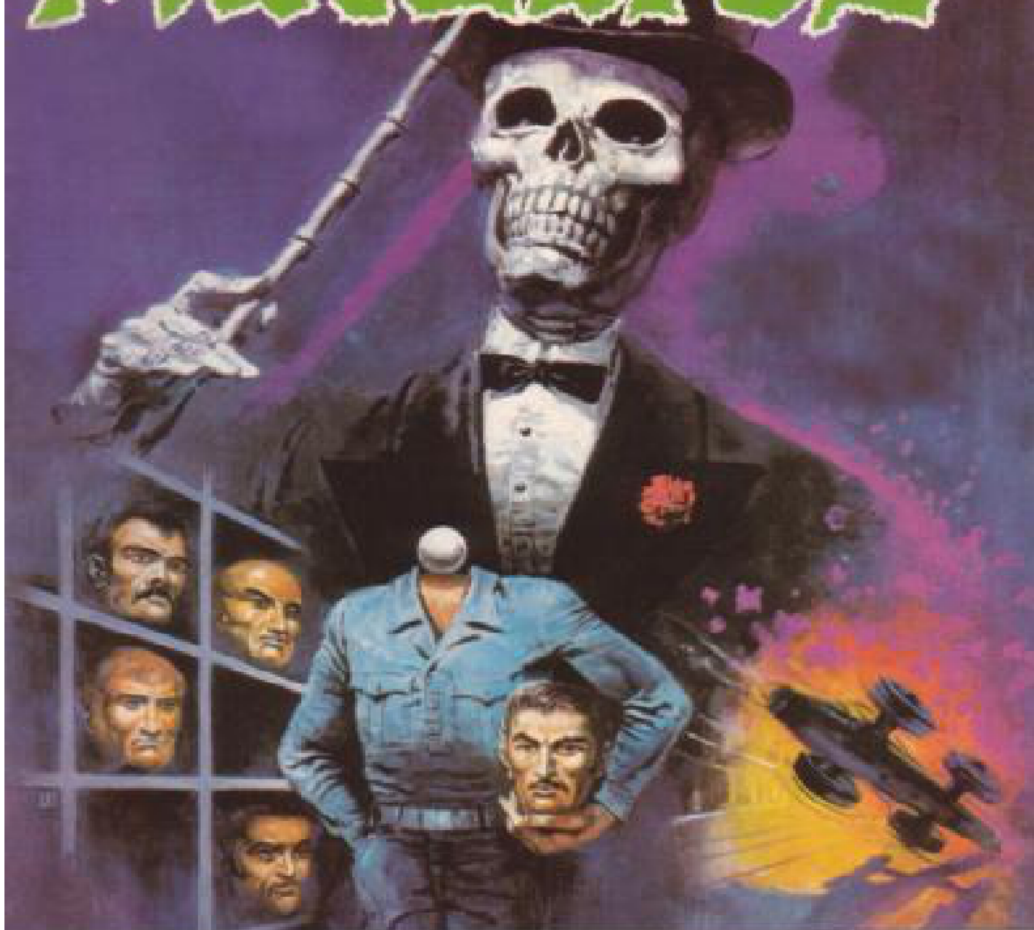
DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 1

DM 1.-

Printed in Germany

Der Monster-Macher



Nr. 1

Der Monster-Macher

Man führte ihn schweigend in den abgedunkelten Raum. Armand Feraud kniff unwillkürlich die Augen zusammen, als würde er dadurch mehr erkennen, doch das war ein Irrtum. Er nahm lediglich die schemenhaften Umrisse eines kräftigen Mannes wahr, der leise atmend im tiefen Sessel saß.

Die Vorhänge waren vorgezogen. Von der Straße her fiel schwacher Lichtschein durch das Gewebe der Vorhänge. Das Treffen fand im Tokioer Stadtteil Taito-Ku in der Nähe der Asakusa Komagata statt.

Der unbekannte Gastgeber forderte mit einer stillen Geste seinen Besucher auf, sich ihm gegenüberzusetzen. Feraud sah das dunkle Gesicht in Reichweite vor sich.

Warum gab dieser Mann sich nicht zu erkennen? Was hatte er zu verbergen? Der fremde Gastgeber wartete ab, bis die beiden jungen Japaner, die den Franzosen gebracht hatten, den Raum verließen. Lautlos klappte die Tür ins Schloß.

»Sie sind einer der größten Hellseher in der Welt«, sagte der Mann im Dunkeln, der Sprache nach auch er ein Japaner. Feraud hatte keinen Augenblick daran gezweifelt. Vielleicht ein hohes Regierungsmitglied, vielleicht ein populärer Wirtschaftsboß oder ein Religionsführer. Menschen aller Schichten kamen mit ihm, dem Hellseher, zusammen. Er beriet Politiker, die seinen Rat suchten, ebenso wie Schauspieler, Fürsten und Prinzessinnen. Auch sie gehörten zu seinem Kundenstamm.

»Zumindest steht das auf Ihrer Visitenkarte, Monsieur Feraud«, fuhr der Unbekannte fort. Er sprach ein holpriges, ungeschliffenes Französisch. Seine Stimme klang etwas hoch. »Ich habe von Ihrer Ankunft und Ihrer Tätigkeit in Tokio vor drei Tagen erfahren. Leider war es nicht möglich, dieses Treffen eher zustande zu bringen.«

Armand Feraud nickte. »Meine Termine sind immer dicht gestaffelt, mein Herr…« Der Franzose zögerte einen Augenblick in der Hoffnung, daß sein Gegenüber ihm seinen Namen nannte.

Doch nichts dergleichen geschah.

Feraud fuhr fort: »Viele Menschen kommen zu mir – oder ich gehe zu ihnen –, weil sie meinen Rat brauchen.« Er zählte prominente Namen auf.

Mit einer Handbewegung winkte sein unbekannter Gastgeber ab. »Das alles ist mir bekannt. Deshalb habe ich Sie zu mir kommen lassen.«

»Es ist nicht üblich, daß mein Mandant sich mir nicht vorstellt, daß ich nicht weiß, mit wem ich es zu tun habe«, sagte Feraud leise. »Wovor fürchten Sie sich? Andere, hohe Persönlichkeiten…«

»Davon wollen wir nicht sprechen. Wir wollen von mir reden«, fiel der Unbekannte ihm ins Wort. »Ich habe gelesen, daß Sie nur das

Fluidum eines Menschen brauchen, um etwas über ihn und sein Schicksal auszusagen. Das stimmt doch, nicht wahr?«

»Ja.«

»Wenn Ihnen bestimmte Fragen gestellt werden, dann erfolgt intuitiv die Antwort und Sie sind in der Lage, die Vision zu schildern, die Sie im Moment haben.«

»Ja.«

»Dann spielt also mein Gesicht keine Rolle. Ich sitze vor Ihnen, Sie hören meine Stimme, Sie empfangen das Fluidum meines Körpers. Mehr brauchen Sie nicht. Ich will Ihre Zeit nicht über Gebühr in Anspruch nehmen. Ich habe nur eine einzige Frage an Sie.«

Armand Feraud blickte überrascht in die Höhe. Auf seiner hohen Stirn bildete sich eine steile Falte. »Eine einzige Frage? Und dafür zahlen Sie mir ein so hohes Honorar?«

Der Betrag war im voraus von einem der beiden Japaner entrichtet worden, die ihn abgeholt hatten.

»Werten Sie dies als ein Zeichen meiner Hochachtung und Großzügigkeit«, lautete die holprige Antwort des fremden Japaners.

»Reichen Sie mir bitte Ihre linke Hand herüber«, verlangte Armand Feraud mit gedämpfter Stimme.

Der Fremde tat, wie ihm geheißen. Es war eine schmale, aber kräftige Hand mit langen, nervigen Fingern, wie sie nur selten ein Japaner hatte und die irgendwie im Kontrast zu dem schweren, untersetzten Körper standen, der sich schemenhaft vor ihm in der Finsternis abzeichnete. Es waren Finger, die am ehesten zu einem Künstler oder einem Chirurgen paßten.

»Stellen Sie mir Ihre Frage«, fuhr Feraud fort. Er schloß die Augen konzentrierte sich auf das Fluidum des Fragenden und drückte leicht die Hand des Japaners. Der Franzose fühlte die Wärme des pulsierenden Blutes.

»Wie werde ich sterben?« Die Frage kam wie aus der Pistole geschossen.

Schon die Fragestellung war ungewöhnlich. Viele Menschen kamen zu Feraud und fragten ihn nach der Stunde ihres Todes. Obwohl er bei einigen Fragestellern schlagartig eine genaue Vision hatte, umschrieb er seine Vorstellungen geschickt, antwortete nicht direkt und wich aus. Niemand war damit geholfen, der sich nur quälen würde, wüßte er um den Augenblick seines Sterbens. Doch nicht in allen Fällen war diese Entscheidung richtig. Es gab manchen Klienten, der dankbar von Feraud schied, sein Leben dementsprechend einrichtete und dafür sorgte, daß nichts auf die lange Bank geschoben, sondern umgehend erledigt wurde, weil die Stunde näher war, als mancher glaubte.

Und Armand Feraud hatte sich noch nie geirrt!

Das Geheimnis seines Wissens und seiner Anlagen war ein

Phänomen, das selbst ernsthafte Wissenschaftler nicht zu deuten wußten.

Die Augenlider des Hellsehers zitterten ein wenig. Schon öffnete Feraud die schmalen, stets von einem leichten Lächeln umspielten Lippen und wollte etwas sagen, als er entsetzt innehielt.

Eine grauenhafte Vision stand greifbar nahe vor seinem Auge, als würde ein unsichtbarer Projektor die grellfarbenen, sich bewegenden Bilder auf eine Leinwand werfen.

Doch nur Armand Feraud sah die Zeichen.

Es graute ihn.

Ein Zittern lief durch seinen Körper, kalter Schweiß brach ihm aus, und mit einem Aufschrei riß er sich los.

»Was ist?« Wie aus weiter Ferne vernahm er die Stimme des Japaners.

Ferauds Glieder waren bleischwer. Er fühlte sich in den Sessel gepreßt. Angst flackerte in den Augen des Franzosen.

»Was ist? Was haben Sie gesehen? So reden Sie doch, Mann!« drängte ihn die Stimme seines seltsamen Gastgebers.

»Ich kann nicht darüber sprechen.« Armand Ferauds Stimme war wie ein Hauch. Der Franzose war totenbleich. Nie hatte eine Vision ihn stärker mitgenommen.

»Ich habe Sie bezahlt!« donnerte der Mann in der Dunkelheit ihn an.

»Ich werde das Geld zurückerstatten.«

Mit erstaunlichem Tempo stand der untersetzte Mann plötzlich vor ihm. »Was haben Sie gesehen?« Unterdrückte Furcht klang in den Worten mit.

»Entschuldigen Sie mich«, entgegnete Feraud verstört. »Ich muß jetzt gehen.«

»Nicht ohne mir Ihre Vision zu beschreiben!«

»Es geht nicht! Ich kann nicht. Etwas stimmt nicht. Entschuldigen Sie!« Jegliche Selbstsicherheit war von Feraud abgefallen.

Er wollte aufstehen, doch starke, nervige Hände drückten ihn ins Polster zurück.

»Sie weigern sich?« Die Stimme des Unbekannten klang bedrohlich.

»Ich werde später darüber sprechen. Ich muß darüber nachdenken. Es kann ein Irrtum sein. Damit ist Ihnen nicht gedient.«

»Es ist kein Irrtum. Ich weiß es!«

In Ferauds Schädel dröhnte es. Die Stimme des Japaners mischte sich unter das Rauschen, das sein Bewußtsein erfüllte und nur langsam abklang.

Er stand im Bann eines Erlebnisses, über das er nicht sprechen konnte, selbst wenn er gewollt hätte.

»Wenn Sie jetzt nicht darüber sprechen, werde ich Ihnen auch keine Gelegenheit geben, zu einem anderen Zeitpunkt darüber zu reden«, vernahm er die Stimme des Fremden.

Ehe der Franzose begriff, was das bedeutete, geschah es…

Er riß die Augen auf, als er das lange, schmale blitzende Etwas in der Rechten der Schattengestalt sah.

Es zischte durch die Luft und klang wie ein Peitschenschlag.

Ferauds Sinne erfaßten die Dinge im letzten Augenblick.

Man hatte ihn in eine Falle gelockt! Und er war dem Ruf gefolgt! Von Anfang an war sein Todesurteil gefällt gewesen, ob er über seine Vision gesprochen hätte oder nicht!

Es wurde schwarz vor seinen Augen. Mit einem einzigen Hieb trennte die messerscharfe Schneide den Kopf von Ferauds Rumpf.

*

Ohne sichtliche Rührung legte der unheimliche Gastgeber den langen, feingeschliffenen Degen auf, den kleinen flachen Tisch, wischte sich mit einer mechanischen Bewegung das Blut vom Gesicht, das aus dem Rumpf des Ermordeten gespritzt war, mit einer Gleichgültigkeit, als wäre er das gewohnt.

Er ging zum Fenster, zog die Vorhänge zurück, und schwaches Licht drang in breiteren Bahnen in das Mordzimmer.

Der Mann blieb eine volle Minute am Fenster stehen. In seinem glatten, rätselhaften Gesicht regte sich kein Muskel.

Der Japaner starrte hinunter auf die Gasse, wo sich um diese Zeit nur noch wenige Menschen aufhielten. Ein paar Straßenmädchen flanierten hier in der Seitenstraße und strebten nun dem Hauptgeschäft zu. Dort lohnte sich eher der Kundenfang.

In dem kleinen Hotel, das Yasujiro Konaki für die Begegnung mit dem Hellseher vorgesehen hatte, wußte niemand etwas von dem Treffen außer ein paar Eingeweihten. Der geheime Kult, dem sie angehörten, hatte sie zu ewiger Treue und ewigem Schweigen verpflichtet.

Über Konakis fettiges Gesicht lief der Schweiß. Die Augen des Japaners blitzten.

Das Geheimnis seines Todes war weiterhin ungelöst. Es blieb im Dunkel der Zukunft, die ihn erwartete. Er ahnte, daß etwas auf ihn zukam. Es war das Gesetz von Ursache und Wirkung, dem sich kein Mensch entziehen konnte. Er hatte sich Mächten verschrieben, die jeder Mensch fürchtete.

Hinter ihm wurde leise die Tür geöffnet. Seine beiden Begleiter hatten den Schatten am Fenster gesehen. Das war das Zeichen, daß sie kommen sollten.

Yasujiro Konaki wandte sich langsam um. »Schafft ihn weg«, murmelte er. »Werft seine Leiche ins Meer!«

Die beiden nickten stumm.

»Und dann gebt dem Wirt Bescheid«, fuhr Konaki fort. »Er soll hier alle Spuren verwischen.«

»Ja, Herr«, sagte einer der beiden.

Konaki griff den leichten Übergangsmantel, der hinter der Tür hing, und den dunklen Hut, der etwas zu klein war und wie ein Fremdkörper auf seinem dicken Kopf wirkte.

Ohne noch einen Blick hinter sich in den Raum zu werfen, verließ er den Tatort.

Spätestens morgen früh würde man Armand Feraud im Hotel vermissen. Dann würde die große Suche beginnen. Aber man würde ihn nie finden! Feraud hatte nicht hinterlassen können, wohin er gegangen war. Man hatte ihn abgeholt, und er war untergetaucht, für alle Zeiten.

*

Die Personenzüge waren hoffnungslos überfüllt, die Straßen platzten schier unter dem Verkehr, der sich ergoß und der auch tagsüber nur unmerklich abflaute. Die Massen strömten zu ihren Arbeitsplätzen, in die Fabriken an die Peripherie der Stadt, in die Banken, Geschäfte und Bürohäuser im Zentrum.

Pünktlich auf die Minute betrat der Generaldirektor des »Taykushi-Konzerns« sein Büro.

Die flotte, attraktive Sekretärin, betont westlich gekleidet im enganliegenden Minirock und weißer, halbdurchsichtiger Rüschenbluse, begrüßte ihren Chef mit strahlendem Lächeln und einem fröhlichen »Guten Morgen«.

Hideo Suuki ließ sich auf dem Weg zum Schreibtisch bereits über den Stand der Aktien unterrichten.

Seine Privatsekretärin hatte für ihn bereits den Börsenspiegel notiert. Erfreulicherweise waren die Taykushi-Aktien um vier Punkte gestiegen.

Der Konzern hatte sich in den letzten Jahren beständig entwickelt. Taykushi war heute ein Name, der in Japan und in der westlichen Welt einen guten Klang hatte. Auch hier im Osten – besonders in den begonnenen Handelsbeziehungen zu China – zeichneten sich erfreuliche Aspekte ab.

Der Konzern hatte für China einen speziellen Kleinwagen entwickelt, der den blumigen, vielversprechenden Namen »Morgenstimmung« erhalten sollte. Die Produktion dieses chinesischen Kleinwagens würde den Konzern weiter nach oben bringen. In der

Nachrichtentechnik war Taykushi ebenso vertreten wie in der immer noch florierenden Filmindustrie. Taykushi unterstützte auch die Elektronikforschung für Flugzeuge und förderte die Entwicklung neuer und ungewöhnlicher Automodelle.

Mit dem Einsatz des »Taykushi-IV«, einem Rennwagen, der in Japan Schlagzeilen machte, wollte der Konzern nun die außerjapanischen Rennstrecken erobern. Das langerwartete Ereignis, der Einsatz des »Taykushi-IV« mit dem taubstummen Rennfahrer Onio Yamahoki am Steuer stand unmittelbar bevor.

Der Grand Prix sollte in Südfrankreich über die Runden gehen.

Hideo Suuki hörte aufmerksam zu, konnte aber nicht verhindern, daß seine Gedanken hin und wieder abschweiften.

Es gab einen Konkurrenten Yamahokis, das war der deutsche Fahrer Ferdi Walter, der einen March über die Strecke jagen sollte.

Doch eine plötzliche fieberhafte Infektion hatte den Deutschen aus dem Rennen geworfen. Die March-Leitung hatte einen Ersatzmann gestellt. Über den wußte man nichts Genaues. Der Taykushi-Verantwortliche hatte herausgefunden, daß der Ersatzmann unter dem Namen Bernd Hellmer an den Start ging. Doch dieser Name war ganz offensichtlich ein Pseudonym. Über den neuen Mann wußte man nur, daß er ein hervorragender Amateurfahrer war und über Mut, Ausdauer, Scharfsinn und Reaktionsvermögen verfügte, alles Attribute, die ausreichten, um einen Weltklassewagen wie den March Sekunden vor dem Gegner über die Ziellinie zu bringen.

Die Sportpresse rätselte auch, wer Hellmer sein könnte, aber niemand war bisher darauf gekommen.

Die Wetten waren angelaufen. Es sah ganz so aus, als würde es ein heißes Kopf-an-Kopf-Rennen geben.

Doch dies alles waren nur Vermutungen.

Hideo Suuki wußte da einiges mehr.

Er kannte bereits den Ausgang des Rennens! Es konnte einfach keinen anderen Sieger als Onio Yamahoki geben.

Suuki mußte feststellen, daß er nicht ganz bei der Sache war. Er beantwortete nur die wirklich wichtigen Briefe. Alle anderen Schreiben erledigte seine Sekretärin in eigener Verantwortung.

Plötzlich schlug das Telefon an.

Suuki hob ab.

»Ja?«

»Doktor Konaki am Apparat, Herr Generaldirektor«, flötete die charmante, sexgeladene Sekretärin.

»Ich bin da«, sagte er mechanisch, wie es seine Art war, wenn es sich um eine Person handelte, bei der er eine Absage schlecht riskieren konnte. Bei Konaki schon gar nicht! Wenn er sich meldete, war Suuki immer zu sprechen.

Es knackte kurz in der Leitung, und Suuki meldete sich mit ruhiger Stimme.

»Wie sieht es aus bei Yamahoki und Hamado?« wollte Konaki wissen. Er fiel gleich mit der Tür ins Haus.

»Es ist noch zu früh«, entgegnete Suuki leise. Sobald er mit Konaki sprach, fiel seine zur Schau getragene Selbstsicherheit ab wie eine zweite Haut. Er wirkte nervös. »Drüben in Europa schlafen noch alle.«

»Heute aber muß es passieren«, sagte Yasujiro Konaki. Seine dünne, etwas hohe Stimme wirkte am Hörer noch nichtssagender. Doch dieser Eindruck täuschte. »Die Trainingsrunden finden heute statt. Hamado muß praktisch alle Vorbereitungen abgeschlossen haben.«

»Ich habe bis zur Stunde noch keine Bestätigung erhalten. Spätestens heute mittag erkundige ich mich nach dem Stand der Dinge«, meinte Suuki. Unwillkürlich schob er mit der linken Hand seine in Gold gefaßte Brille in die Höhe, die immer etwas nach vorn rutschte, wenn er den Kopf zu sehr senkte. »Wenn ich telefonisch nicht durchkomme, bringe ich ein Telex auf den Weg. Vielleicht ist auch schon etwas von Hamado unterwegs.«

»Dann ist es Zeit, daß es eintrifft. Rufen Sie mich an, sobald Sie etwas Neues wissen, Suuki!«

»Natürlich, Doktor Konaki.«

»Ich liefere die Leute, Sie sorgen für den technischen Ablauf der Dinge. So war es abgesprochen. Wir sind Partner, Suuki! Wir haben beide unseren Vorteil davon!«

Konaki redete, als wäre er der Generaldirektor des Taykushi-Konzerns und nicht Hideo Suuki.

*

Flammend rot ging die Sonne über dem Mittelmeer auf. Himmel und Meer sahen aus wie eine einzige, riesige Blutlache.

Dann ging das Rot in ein kupferfarbenes Orange über, wurde gelb, und schließlich spannte sich ein strahlend blauer Himmel über der Mittelmeerküste.

Um diese Zeit, als die Sonne ständig höher stieg, kehrte ein gewisser Bernd Hellmer von seinen Trainingsrunden zurück. Der deutsche Fahrer hieß in Wirklichkeit Björn Hellmark und war der Sohn des bekannten Alfred Hellmark, der einen riesigen Chemiekonzern sein eigen nannte.

Die Zeiten, die er gefahren war, konnten sich sehen lassen. Fahrer und Maschine waren in Höchstform.

Der Wagen wurde von einem Techniker weggebracht.

Hellmark löste die Lederschlaufe unter seinem Helm und nahm ihn

ab.

Gegen die Barriere gelehnt, blinzelte er in die Sonne.

Von der Zuschauertribüne aus näherte sich ihm eine junge, schokoladenbraune, langbeinige Schönheit in einem zitronengelben Kleid. Die Haare der jungen Brasilianerin waren zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, und der schöne, schlanke Hals von Carminia Brado wuchs zart und zerbrechlich wie der Stengel einer Lilie aus den braunen, schimmernden Schultern.

Obwohl es noch früh am Morgen war, hatte die Sonne schon genügend Kraft die Luft zu erwärmen.

Carminia schlang ihre schlanken, nackten Arme um Björn Hellmark.

Der sechsundzwanzigjährige Deutsche drehte leicht den Kopf zur Seite und hauchte einen Kuß auf die verführerisch schimmernden, roten Lippen.

»Für heute bin ich frei, Schoko«, sagte er zärtlich. Er nannte sie meistens mit ihrem Kosenamen, mit dem er auf ihre Hautfarbe anspielte. »Wie schlagen wir die Zeit tot? Legen wir uns bis zum Mittagessen an den Strand? Ein bißchen schwimmen?«

Sie nickte immerzu und lachte. Ihre weißen Zähne schimmerten und stachen von der braunen Haut ab. »Einverstanden. Und nach dem Essen?«

»Das Essen selbst dauert zwei Stunden. Mindestens. Hier in Frankreich nimmt man sich Zeit, wie du weißt. Der Tag verspricht heiß zu werden. Ich schlage vor, wir legen nach dem anstrengenden Mittagsmahl eine Siesta ein.«

»Si, einverstanden.« Im Damensitz hockte sie neben ihm auf der Barriere, die mit Reklametafeln und Plakaten überklebt war.

Der reiche Playboy, der schon die ganze Welt gesehen hatte, der leidenschaftlicher Reiter war, einen Pilotenschein besaß, mit seiner Jacht »Seejungfrau« die Meere befahren hatte und in vielen Sportarten zu Hause war, lebte auf der Sonnenseite des Lebens. Aber Björn Hellmark kannte auch die Schattenseiten.

Der Reichtum des Vaters ermöglichte ihm ein sorgloses und farbiges Leben. Aber dieser Reichtum und die Möglichkeiten, die ihm dadurch eröffnet worden waren, hatten ihn nicht hochmütig und arrogant werden lassen.

Es gab eine Hellmark-Stiftung mit einem mehrere Millionen umfassenden Fonds, die überall dort tätig wurde, wo jemand unverschuldet in Not geriet und schnelle Hilfe brauchte. Björn Hellmark selbst hatte drei Jahre freiwillig Entwicklungsdienst bei den Hochlandindios in Peru abgeleistet und wußte, was Armut bedeutete. Er war im Grunde seines Herzens ein großer Junge geblieben, der das Leben und das Abenteuer liebte.

Den Arm um die Schultern der Brasilianerin gelegt, überquerten sie die Straße und stiegen dort in den bereitstehenden, schneeweißen Mercedes 280 SL Coupe, mit dem Carminia nach Frankreich gekommen war.

Im Hotel kleidete Hellmark sich rasch um, besorgte ebenso wie Carminia in ihrem Zimmer sein Badezeug und spazierte dann mit seiner Freundin zum Strand hinunter.

Obwohl erst zehn Uhr morgens, füllte sich der Strand rasch mit Menschen.

Carminia und Björn schwammen gemeinsam hinaus, tollten durch den Sand und legten sich schließlich in die Sonne, um die Wärme zu genießen und vor allem die Ruhe, die Hellmark gerade vor dem Rennen dringend nötig hatte.

Vom Meer her wehte ständig eine frische Brise.

Das Rauschen der Brandung erfüllte die Luft.

Als Hellmark seinen Kopf zur Seite wandte, sah er am Ende des Sandstrandes schräg hinter sich die beiden Japaner, die gemächlich einen Spaziergang machten.

Es waren Yamahoki und sein Trainer und Betreuer Hamado.

Der Rennfahrer und sein Begleiter näherten sich etwa bis auf zehn Meter dem Pärchen, wandten sich dann nach links und machten eine Strandwanderung.

Hellmark hatte grüßend mit dem Kopf genickt, doch weder Yamahoki noch Hadamo schienen ihn gesehen zu haben. Das verwunderte ihn nicht. Zwischen den zahlreichen halbnackten Menschen fiel der einzelne nicht mehr auf. Hier sahen sich alle gleich.

Auch Carminia, die dem Blick des Freundes gefolgt war, hatte die beiden Japaner bemerkt.

»Das sind Yamahoki und Hamado«, erklärte Björn Hellmark. »Der kleinere von beiden, der mit dem gelb-violett gemusterten Hemd, das ist Onio Yamahoki.«

»Er soll taubstumm sein, nicht wahr?« bemerkte die hübsche Brasilianerin. Sie drehte sich und legte sich auf den Bauch. Mechanisch griff sie hinter sich, um die Beinabschlüsse des hochgeschnittenen weißen Bikinihöschens ein wenig zurecht zuzupfen. Aber auch dieser Versuch änderte im Prinzip nichts an der angenehmen Kürze des Kleidungsstücks.

»Ja«, nickte Hellmark. »Bei einer Trainingsfahrt ist er verunglückt. Wie das im einzelnen über die Bühne ging, ist nie ganz geklärt worden. Er hat für den Taykushi-Konzern einige Wagen getestet. Dabei muß es passiert sein. Er hat die Sprache und das Gehör verloren. Aber nach seiner Entlassung aus dem Krankenhaus hat er sofort das Training wieder begonnen. Er ist unermüdlich. Er hat sich an die Spitze hochgearbeitet, und es wird schwer sein, gegen ihn zu

gewinnen. Man sagt, er sei nicht nur mutig, sondern kämpfe auch mit höchstem Einsatz.«

Carminia Brando nahm die Brille mit den großen dunklen Gläsern von den Augen. Sie sah Hellmark einige Sekunden lang prüfend an.

»Wenn du morgen an den Start gehst, versprich mir, vorsichtig zu sein«, bat sie ihn.

»Natürlich, Schoko«, lachte er, und warf sich herum, daß er ihr in die Augen sehen konnte.

Dunkle, besorgte Augen sahen ihn an.

»Du brauchst keine Angst um mich zu haben. Ich habe mir vorgenommen, diesen Preis für Ferdi Walter zu holen.«

Er lachte sie an. »Ich werde dann nichts mehr riskieren, nur um ein paar hübschen Mädchen zu imponieren. Nach diesem Rennen gehe ich nicht wieder an einen Start. Ich fahre dann nur wieder zu meinem eigenen Vergnügen.«

*

Mit Beginn der Dunkelheit trafen sich die Rennfahrer und Journalisten, die engsten Freunde, Angehörige des technischen Teams und Ingenieure in der Bar Minoche. Man war fröhlich, unterhielt sich angeregt, hatte Gelegenheit mit den Prominenten zu reden.

Auch Björn Hellmark und seine Begleiterin waren in der Bar anzutreffen. Hellmark im eleganten Smoking, Carminia im langen Kleid, das einen Rückenausschnitt hatte, über den man nicht sprechen, sondern nur staunen konnte.

An einem Tisch in der Ecke gleich neben dem Eingang saßen der deutsche Starreporter Klaus von Wargenberg und dessen französische Kollegin Chantalle Durimand. Die fünfunddreißigjährige Reporterin sah nicht nur blendend aus, sondern verfügte auch über ein Fachwissen, um das sie mancher männliche Kollege beneidete.

Chantalle Durimand nippte an ihrem Champagnerglas und warf einen Blick aus den mit langen, künstlichen Wimpern beklebten Augen zur Bar hinüber, wo Björn Hellmark gerade von dem hageren englischen Reporter Pat Stonefield interviewt wurde.

Zwischen zwei Zügen an ihrer Zigarette meinte sie: »Er paßt zu ihr, und sie zu ihm. Zwei schöne Menschen. Er groß, blond, breite Schultern und schmale Hüften. Mit einem Wort ein Mann. Mutig, entschlossen, interessant. Männer wie ich sie liebe. Aber wer verbirgt sich hinter dem Namen Hellmer?«

Es war ein offenes Geheimnis, daß Chantalle Durimand harte und interessante Männer nicht nur im Rennauto oder auf der Skipiste interviewte. Auch im Bett.

Von Wargenberg atmete tief durch. »Warum schweifen Sie so sehr

in die Ferne, verehrte Kollegin? Das Gute liegt so nah. Werfen Sie einen Blick auf mich. Groß, schlank, nicht mehr ganz so blond allerdings, weil der Scheitel ein bißchen in die Breite geht. Aber das zeugt von Männlichkeit, sagt man.«

Über den Rand ihrer dunkelgetönten Brille hinweg sah sie ihn an. »Wo sind die schmalen Hüften, Monsieur Wargenberg?«

Der Deutsche beugte sich etwas zurück und warf einen Blick nach unten. Der Bauch, der über die Gürtellinie quoll, war nicht zu übersehen. »Naja, ein kleines Bäuchlein«, sagte er. »Das kommt davon, wenn man immer nur vom Sport schreibt, aber selbst keinen treibt.«

»Und davon, wenn man zuviel Bier trinkt«, spielte Chantalle Durimand lächelnd auf das dritte, schon wieder bis an den Rand vollgefüllte Glas an.

»Der Schein trügt«, antwortete von Wargenberg. »Das ist ein Pils und enthält kaum Kalorien.«

»Die Hauptsache ist, man glaubt daran. So, und nun knöpfe ich mir diesen Herrn Hellmer mal vor. Kollege Stonefield scheint genug zu wissen, er steckt gerade den Block weg.« Chantalle Durimand erhob sich. Sie trug ein raffiniert geschnittenes Kleid, das ihre Figur gut zur Geltung brachte. Das Kleid war trägerlos und wurde nur von einer weiten Schlaufe im Nacken gehalten. Ihre Brüste schimmerten fahl wie zwei Halbmonde neben dem lose gerafften Stoff des Ausschnittes.

»Verdrehen Sie mir Hellmer nicht den Kopf«, warnte von Wargenberg. »Sonst gibt er noch sein Inkognito preis.«

»Ich bin nicht eingebildet und kenne meine Wirkung auf Männer«, sagte sie offenmütig mit angenehmer, melodischer Stimme. »Aber ich fürchte, gegen die braune Schönheit kann ich nichts ausrichten. Da geht es mir ähnlich wie Ihnen bei mir mit dem Bauch. Mir fehlt einfach ein Hauch mehr Rasse.«

Chantalle Durimand näherte sich ruhig und gelassen der Bar. »Mein lieber Stonefield«, meinte die Französin und postierte sich neben ihren englischen Kollegen. »Ich glaube, Sie haben mir Monsieur Hellmer jetzt lange genug vorenthalten. Wenn ich mich nicht spurte, dann ist es schon fast zu spät, noch etwas von ihm und seinem Geheimnis zu erfahren.«

Chantalle Durimand führte dann ein etwa zwanzig Minuten dauerndes Gespräch mit Hellmark, ohne das Geheimnis zu lüften. Sie richtete auch einige Fragen an die Brasilianerin, die geschickt und klug antwortete.

Nach der Reportage hielt Hellmark sich nur noch solange auf, um sein Glas zu leeren. Dann fuhr er mit Carminia Brado ins Hotel zurück, wo sie ihre Zimmer hatten.

*

Chantalle Durimand interviewte an diesem Abend auch den Manager von Onio Yamahoki, Tonka Hamado. Der Fahrer selbst hielt sich nicht in der Bar auf. Yamahoki galt als ein scheuer, zurückhaltender Mensch.

Hamado sprach bereitwillig und nett über seinen Schützling, über seine menschlichen Schwächen und über seine Stärken. Der Japaner war zuversichtlich und glaubte an eine Sensation in diesem Rennen.

»Alle Wagen sind gut, und wenn die Technik einwandfrei arbeitet, dann kommt es immer auf die Form desjenigen an, der diese Technik zu bändigen hat.«

Gegen zehn verließ Hamado die Bar »Minoche«. Er kehrte ebenfalls ins Hotel zurück.

Das Zimmer, in dem Onio Yamahoki und er untergebracht waren, lag im dritten Stock.

Es war sehr ruhig in dem Gebäude.

Hamado benutzte nicht den Lift, sondern die Treppen. Vor dem Zimmer Nr. 205 angekommen, blieb er kurz stehen und ging zum Fenster, als wollte er erst noch einen Blick hinunter in die parkähnliche Anlage werfen. In Wirklichkeit wartete er ab, bis ein Paar, das gerade aus dem Lift kam, das hinten rechts liegende Zimmer aufgesucht hatte und der große Korridor frei vor ihm lag.

Dreimal kurz hintereinander klopfte Hamado an die Tür Nr. 205 und wartete.

Onio Yamahoki öffnete und ließ Hamado ein.

Der Manager schloß hinter sich wieder ab.

Im Zimmer war es dunkel. Nur der Schein der Laternen vor dem Hotel spiegelte sich in den mattglänzenden Möbeln und tauchte das Innere in angenehmes und geruhsames Dämmerlicht.

Ohne sich um den Ankömmling zu kümmern, durchquerte Onio Yamahoki den Raum und setzte sich wieder auf den Sessel, der unmittelbar neben dem Fenster stand. Es sah ganz so aus, als hätte der taubstumme Rennfahrer in den letzten Stunden hier gesessen und hinunter auf die Straße gestarrt.

Hamado schloß die Vorhänge und knipste eine der beiden Nachttischlampen an.

Wortlos näherte er sich dem Schrank, nahm einen kleinen, eckigen Handkoffer hervor und schloß ihn auf.

Yamahoki saß noch immer unbeweglich auf dem Stuhl und schien kaum zu atmen. In seiner Haltung erinnerte er an eine leblose Statue.

In dem eckigen Handkoffer befand sich ein aufklappbares Geheimfach, in dem mehrere kleine Behälter standen, die mit einer dünnen, glasklaren Flüssigkeit gefüllt waren.

Hamado nahm einen der Glasbehälter heraus, holte aus dem

Geheimfach eine Spritze, setzte vorsichtig eine frische keimfreie Nadel ein und durchstach dann die gespannte gummiartige Folie über der Öffnung des Behälters. Während er die Spritze aufzog, ging er hinüber zu Yamahoki. Mechanisch krempelte der Fahrer den Ärmel hoch und streckte seinen Arm aus.

»So, mein Junge«, murmelte Hamado und stach die Nadel in die Vene. »Jetzt wollen wir dich noch füttern und dann legst du dich flach, damit du morgen früh schön ausgeruht bist.«

Er injizierte insgesamt zehn Kubikzentimeter der hochkonzentrierten Nährflüssigkeit. Yamahoki verzog keine Miene. Sein Verhalten war für einen Außenstehenden befremdend, für Hamado eine Gewohnheit und Alltagssituation.

»Okay, mein Junge. Du kannst dich fertig machen.« Hamados Stimme klang unpersönlich und kühl. »Und morgen werden wir unseren großen Tag haben. Es wird eitel Freude geben auf unserer Seite. Freude – aber was das ist, davon hast du ja wohl keine Ahnung mehr.«

Genausogut hätte er mit einer Wand sprechen können. Yamahoki hörte ihn nicht.

Der Rennfahrer wußte lediglich, daß da jemand vor ihm stand. Aber das registrierte ein ungewöhnlicher, unmenschlicher Sinn in ihm.

Mit einer geschmeidigen Bewegung hob Yamahoki beide Arme, umfaßte seinen Kopf, machte eine kleine, ruckartige Bewegung und zog seinen eigenen Schädel wie einen Fremdkörper von seinen Schultern!

*

Der Kopf eine Maske, eine Attrappe, aus biosynthetischem Material gefertigt. Die Augen darin beweglich, aber nicht organisch. Nicht organisch die Haut, die Sinnesorgane.

Onio Yamahoki saß auf seinem Sessel und hatte keinen Hals. Wo bei einem normalen Menschen der Halsansatz begann, befand sich bei dem Japaner eine etwas mehr als männerfaustgroße Kapsel, von gelblich-weißem Aussehen. In die Kapsel eingesponnen war ein dichtes Netzwerk silberner Fäden, die matt schimmerten.

Yamahoki stellte seinen künstlichen, hohlen Kopf auf den Nachttisch. Als der Japaner sich bewegte, schien es, als würden die silbernen Fäden in der Plastikkapsel leicht zu glühen anfangen.

Onio Yamahoki, der Mann, der als Björn Hellmarks schärfster Konkurrent eingestuft wurde, war kein Mensch sondern ein Monster!

*

In der Luft lag eine Spannung, die beinahe körperlich zu spüren war.

Dann senkte der Starter die Flagge.

Die bereitstehenden Fahrer spurteten zu ihren Wagen.

Die Menschen tobten, Motoren röhrten, die Luft erzitterte unter dem Brausen und Donnern der startenden Wagen.

Björn Hellmarks Wagen war einer der ersten, die wegkamen.

Carminia Brado und Björn Hellmarks Vater, der extra wegen des Rennens nach Frankreich geflogen war, saßen ganz vorn und beobachteten den Start.

Carminias Gesichtsausdruck wirkte ernst und verschlossen, als sie die schnell kleiner werdenden Wagen beobachtete.

Björn in seinem March jagte wie ein Pfeil davon. Den Menschen dicht an den Barrieren, unmittelbar auf der Höhe des Startpunktes tränten die Augen.

Der schärfste Konkurrent Hellmarks, Yamahoki, jagte auf gleicher Höhe mit seinem Taykushi-IV neben dem March her.

Gleich hinter ihnen ein Maserati, zwei Porsche und ein Ferrari.

Ferngläser wurden an die Augen gerissen.

Die vordersten beiden Wagen verschwanden in der ersten Linkskurve.

Mit eisiger Ruhe steuerte Hellmark seinen Rennwagen. Er hatte jetzt eine Geschwindigkeit von 260 Stundenkilometern und mußte etwas mit dem Fuß vom Gaspedal heruntergehen, weil eine Doppelkurve kam, die es in sich hatte.

Dann wieder auf der Geraden…

Blitzschnell einen Seitenblick. Wie eine Statue, ein wenig nach vorn gebeugt, saß der Japaner Yamahoki hinter dem Steuer.

Er fuhr zügig und gut, riskierte selbst in den Kurven eine für Hellmarks Begriffe viel zu hohe Geschwindigkeit. Der Mann war besessen von seiner Idee, den Deutschen zu schlagen, aber er riskierte dabei sein Leben.

Der japanische Taykushi-IV glitt wie ein Schatten neben Hellmarks Wagen her.

Die nächste Kurve!

Hellmark ging mit der Geschwindigkeit etwas herunter. Yamahoki dagegen beschleunigte in der Kurve und kam dabei, um den Winkel so weit wie möglich zu halten, zu weit auf die rechte Seite herüber.

Hellmark zog den March auf die Seite.

Die Reifen quietschten. Das linke Vorderrad, von verbrecherischer Hand manipuliert, eierte.

Intuitiv spürte Hellmark, daß mit dem Wagen etwas nicht stimmte.

Aber da passierte es auch schon!

Nach einer Fahrt von vierzehn Kilometern!

Das gelockerte Vorderrad machte sich plötzlich selbständig und rollte rechts an Hellmark vorbei.

Der Deutsche wurde bleich, sein Herz stockte.

Funken sprühten in die Luft, als die Achse des March über den asphaltierten Untergrund gerissen wurde.

Es ging alles blitzschnell.

Rauch und Qualm erfüllten die Luft, Bremsen und Reifen quietschten, als die nachfolgenden Fahrer das Unglück nahen sahen.

Eine Titanenfaust schien den March zu packen und wie ein Spielzeugauto durch die Luft zu wirbeln.

Hellmark schlug mit dem Kopf gegen die Scheibe, dann ein ungeheurer Schlag, ein Blitz, eine Detonation…

Ein schlaffer Körper wurde aus dem sich überschlagenden Wagen geschleudert, der zu einem feuerspeienden, qualmenden Geschoß geworden war.

Dumpf krachte der in Flammen stehende March noch in der Kurve gegen einige dicke Heuballen, die dort als stoßdämpfende Barrieren aufgebaut worden waren.

Auch die fingen sofort Feuer.

Von den Zuschauertribünen aus konnte man das Geschehen wie auf einer Filmleinwand beobachten.

Menschen sprangen entsetzt in die Höhe, ein vieltausendstimmiger Aufschrei ließ die Luft erzittern.

Carminia Brado wurde blaß.

In der ersten Sekunde war sie wie gelähmt und unfähig sich zu rühren.

Dann sprang auch sie in die Höhe, und ihr gellender Aufschrei mischte sich unter die anderen.

Die junge Brasilianerin begann zu rennen, noch ehe Alfred Hellmark, der Vater des Verunglückten, nach ihr greifen konnte.

Björn Hellmarks Freundin bahnte sich einen Weg durch den Wall von Menschenleibern.

In ihren Augen stand das blanke Entsetzen.

*

Fahrer rasten an der dicht in schwarzen Rauch gehüllten Unglücksstelle vorbei. Helfer jagten über die Straße. Löschgeräte kamen zum Einsatz.

Zwei Sanitäter und ein Arzt kümmerten sich schon drei Minuten nach dem furchtbaren Ereignis um den Verletzten.

Björn Hellmark wurde vorsichtig aus dem Gefahrenbereich des Feuers getragen.

Noch an Ort und Stelle nahm der Arzt eine erste Untersuchung vor.

Äußerlich machte Hellmark den Eindruck, als hätte er sich nur den linken Arm verrenkt.

Keine Verletzungsmerkmale, kein Blut.

Aber der junge Deutsche rührte sich nicht mehr.

Der Arzt fühlte den Puls und horchte das Herz ab.

»Da ist nichts mehr zu machen«, murmelte er. »Wahrscheinlich sind die inneren Verletzungen so stark, daß er auf der Stelle tot war.«

*

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht, Bernd Hellmer sei tot.

Alfred Hellmark und Carminia Brado konnten es nicht fassen.

In einem Extrawagen begleiteten sie den Krankentransport.

Carminia atmete schnell und flach. In ihren dunklen Augen schimmerte es feucht.

Wie Ebbe und Flut kamen und gingen ihre Gedanken und Überlegungen.

Björn Hellmark wurde sofort in den Operationssaal gebracht. Ärzte und Schwestern standen bereit, alles war vorbereitet. Sie konnten sofort beginnen.

Die große, weißlackierte Tür schloß sich hinter den Ärzten und Schwestern.

Das lange Warten begann. Alfred Hellmark sorgte dafür, daß Reporter und Journalisten abgewiesen wurden.

Carminia steckte sich eine Zigarette nach der anderen an, nahm nur einen oder zwei Züge und drückte die angerauchte wieder aus.

Die Brasilianerin brachte es nicht fertig, sich ruhig hinzusetzen und zu warten. Sie wanderte auf und ab. Alfred Hellmark war weiß wie eine Kalkwand. Auch er war ruhelos, nervös…

Björn tot?

Alfred Hellmark merkte, wie es ihm schwerfiel, daran zu glauben.

Eine Stunde verging, zwei, drei Stunden…

Jedesmal wenn irgendwo eine Tür klappte, flogen Carminias Blicke zum Operationssaal. Aber die Tür blieb verschlossen.

In der Zwischenzeit wurde das Rennen zu Ende geführt.

Onio Yamahoki siegte mit seinem Taykushi-IV nach dem Ausfall Björn Hellmarks eindeutig vor einem Porschefahrer, zwei Ferrari und einem Maserati.

Die Japaner hatten ihre Sensation.

Die Siegerehrung wurde durchgeführt. Die Begeisterung der Masse war ungebrochen. Sie schien den Unfall schon wieder vergessen zu haben, der wahrscheinliche Tod Hellmers gehörte mit zur Sensation. Zwar war über die Lautsprecheranlage noch keine offizielle Mitteilung

erfolgt, aber schon jetzt herrschte die Meinung vor, daß man mit der Mitteilung nur gezögert hatte, um das Rennen nicht abbrechen zu müssen.

Alfred Hellmark und Carminia Brado befanden sich in dervon Glas eingefaßten Wartehalle wie in einem gläsernen Käfig. Sie erfuhren nicht, was an der Rennstrecke geschah, und es interessierte sie auch nicht.

Außer Alfred Hellmark und Carminia Brado war noch Mister Henry Sutherland eingetroffen, ein hoher Vertreter des Werks, für das Björn an den Start gegangen war.

Auch Mister Sutherland verhielt sich schweigend, abwartend und nervös.

Experten beschäftigten sich bereits mit der Unfallursache. Aber was immer man auch herausfand oder feststellte: In diesem Moment kam es nur auf eines an: Kam Hellmark davon oder nicht?

Nach drei Stunden und siebzehn Minuten öffnete sich die Tür zum Operationssaal.

Dr. Claude Perrine, der Chefarzt des Krankenhauses, kam auf die Wartenden zu.

Carminia und Alfred Hellmark gingen ihm entgegen.

»Wie steht es um ihn?« entrann es den Lippen der jungen Brasilianerin.

»Wird er leben?« lautete Alfred Hellmarks Frage. Er scheute sich davor, die Frage so zu stellen: ›Ist er tot?‹

Dr. Claude Perrine war dunkelhaarig mit dichten, wulstigen Augenbrauen und einem freundlichen Gesichtsausdruck.

Der Arzt, nahm die Hornbrille von den Augen.

»Er lebt. Noch«, fügte er hinzu. Er blickte abwechselnd auf Carminia Brado, dann wieder auf Alfred Hellmark. »Sie sind die Frau des Verunglückten?« fragte Perrine.

»Nein. Wir wollten uns verloben.« Carminia Brado antwortete mit schwacher, tonloser Stimme.

»Das tut mir leid«, entgegnete Perrine. »Sein Herz hat still gestanden, die Atmung hatte ausgesetzt. Aber die Gehirntätigkeit war noch nicht erloschen. Wir haben sofort den Brustkorb geöffnet und mit Herzmassage begonnen. Im Brustkorb mußten wir einen Blutstau entfernen. Die Massage wurde zwei Stunden intensiv durchgeführt, ehe das Herz wieder aus eigener Kraft zu schlagen anfing. Im Moment erfolgen die Herzschläge noch schwach und unregelmäßig, und auch die Atmung ist mit bloßem Auge kaum wahrnehmbar. Der Zustand von Monsieur Hellmer ist als ernst zu bezeichnen. Bitte, stellen Sie sich auf das Schlimmste ein. Ich kann Ihnen nicht allzuviel Hoffnung machen.«

Björn Hellmarks Bett wurde aus dem Operationssaal gefahren. Der

Körper war mit einem weißen Laken bedeckt.

Schweigend beobachteten die drei anwesenden Besucher, wie das Bett in den Aufzug gebracht wurde.

Björn Hellmark wurde in den zweiten Stock gefahren.

»Er befindet sich noch in tiefer Bewußtlosigkeit«, fuhr Dr. Perrine fort.

»Kann ich zu ihm?« fragte Carminia Brado. »Wenn er erwacht. Vielleicht…«

Sie brachte ihre Ausführungen nicht zu Ende.

Der Vertrauen einflößende Arzt nickte. »Selbstverständlich dürfen Sie das, Mademoiselle. Wenn Sie es wollen.«

Carminia nickte.

Alfred Hellmark meinte: »Wenn du damit anfangen willst, gern. Ich komme dann später, ich löse dich ab. Wenn es wirklich so schlimm steht, ist es besser, daß ständig jemand bei ihm ist. Vielleicht kommt er noch einmal zu sich und will etwas sagen.«

Dr. Perrine erklärte der Brasilianerin, wo sich das Zimmer befand, und sie machte sich auf den Weg.

»Weiß man schon, wie es zu dem Unfall kam?« interessierte der Arzt sich.

Henry Sutherland gab ihm zu verstehen, daß man erst mit der Untersuchung begonnen habe. Augenzeugenberichten zufolge, müsse der Fahrer in der Kurve von der Straße abgekommen sein. Der japanische Fahrer Yamahoki sei wahrscheinlich zu dicht aufgekommen und habe ihn auf die Seite gedrückt. Doch das sei noch lange keine Erklärung dafür, daß das linke Vorderrad sich gelöst habe.

Sutherland und Alfred Hellmark verließen das Krankenhaus.

In getrennten Wagen fuhren beide zu dem inzwischen abgesperrten Unfallort zurück, wo die Experten ihre Arbeit aufgenommen hatten.

Zwei Fachleute hatten zwei getrennte Untersuchungskommissionen gebildet.

Für einen Außenstehenden mochte es ein Unding sein, unverständlich, wie man aus diesem ausgeglühten Schrotthaufen noch in der Lage war, auf die Unfallursache zu schließen.

Aber in den späten Abendstunden, nachdem unermüdlich gearbeitet worden war, zeichnete sich die erste Vermutung ab: Die Schrauben in der Radaufhängung hatten sich gelöst!

Aus einer Vermutung wurde Gewißheit und aus der Gewißheit wurde Verdacht: Das war kein technischer Fehler! Hier lag Manipulation vor…

*

Seit zehn Stunden saß sie neben dem Bett und hatte ihren Platz

nicht verlassen.

»Sein Vater wollte noch kommen«, sagte Carminia unvermittelt. »Solange warte ich noch.«

»Monsieur Hellmark hat mehrmals im Lauf des Tages angerufen, Mademoiselle. Es gibt einiges zu erledigen, was mit dem Unfall zusammenhängt. Ob Monsieur Hellmark noch an diesem Abend kommt, ist fraglich. Warten Sie nicht! Wir tun unser möglichstes, sein Leben zu erhalten«, sagte Dr. Claude Perrine mit einem Blick auf Björn Hellmark. »Er ist hier in besten Händen, aber wir können keine Wunder vollbringen.«

Er führte sie aus dem Krankenzimmer.

Im gleichen Augenblick näherte sich vom anderen Ende des Korridors Alfred Hellmark.

»Es tut mir leid, meine Liebe«, sagte er, als er auf der Höhe von Carminia und Dr. Perrine war. »Ich habe mich verspätet. Es gab so vieles zu erledigen.«

Alfred Hellmark ließ es sich dann nicht nehmen, die Brasilianerin ins Hotel zu bringen, nachdem Dr. Perrine Carminia Medikamente ausgehändigt hatte.

Der Industrielle wechselte nur wenige Worte mit Carminia während der Fahrt. Er merkte, daß sie kaum noch aufnahmefähig und vollkommen übermüdet war und doch keinen Schlaf fand.

Alfred Hellmark fuhr wenig später wieder in das Krankenhaus zurück, um dort noch ein paar wichtige Worte mit Dr. Perrine zu wechseln und nach seinem Sohn zu sehen.

*

Carminia entkleidete sich, öffnete ihre langen, blauschwarzen Haare und kämmte sie mit mechanischen Bewegungen aus.

Sie löste zwei Tabletten, die ihr Perrine gegeben hatte, in ihrem Zahnputzglas auf und schluckte sie.

Dann legte sie sich hin.

Sie versuchte zur Ruhe zu kommen, aber jedes Geräusch von der Straße und das Klappen einer Tür im Hotel oder die Betätigung der Wasserspülung ließen sie zusammenzucken.

Dann fielen ihr die Augen zu.

Für wie lange sie auf diese Weise eingeschlafen war, vermochte sie nicht zu sagen. Plötzlich wurde sie wieder wach.

Etwas hatte sie gestreift.

Eine Berührung? Ein Luftzug?

Sie wandte den Kopf, halbverschlafen und drehte sich auf die Seite.

Da merkte Carminia Brado, daß sie nicht mehr allein im Zimmer war.

*

Poul Anderson gehörte zur Crew, die den Wagen Hellmarks technisch überwacht und der auch an den Untersuchungen teilgenommen hatte.

Anderson war im Hotel »La Mediteranee« mit den anderen Mitarbeitern der Firma und den Rennfahrern untergebracht.

Sein Zimmer befand sich im dritten Stock des modernen Gebäudes.

Der Portier telefonierte gerade. Anderson hob lässig die Hand und griff hinüber an das Brett, wo die Schlüssel hingen. Der Portier wollte dem noch zuvorkommen und streckte schon diensteifrig seine Hand aus.

Poul Anderson winkte ab. »Schon gut, Monsieur! Hab’ ihn schon!«

Er schwenkte den Schlüssel in der Hand und eilte federnd die breite Marmortreppe hinauf.

Siedendheiß pulste das Blut durch seine Adern.

Er hatte esriskiert. Und der Portier hatte nichts gemerkt!

Anderson hielt einen anderen als seinen Zimmerschlüssel in der Hand.

Es war der Schlüssel zu Zimmer Nr. 205, wo die beiden Japaner untergebracht waren.

Blitzschnell hatte Poul Anderson gehandelt. Ein detaillierter Plan war in seinem fiebernden Hirn entstanden.

Das alles hing mit Hellmarks Unfall zusammen.

Im privaten Gespräch war ein Verdacht geäußert worden, der ungeheuerlich war, den aber einige Eingeweihte gar nicht absurd fanden.

Die Japaner brauchten einen Erfolg. Und sie hatte ihn errungen. Durch Glück oder durch Zufall oder durch Manipulation?

Das Ergebnis des Fachgremiums lag klar auf der Hand: Die Radschrauben waren kurz vor dem Start von Hand gelöst worden!

Aber einen Verdacht zu äußern, war riskant.

Dies konnte – blieb er unbewiesen – einen Skandal in der Welt des Rennsports hervorrufen, wie er noch nicht dagewesen war.

Poul Anderson beschloß mit seiner Rückkehr in das Hotel auf eigene Faust etwas zu unternehmen, was die inzwischen informierte Kriminalpolizei unter Umständen durch einen anonymen Anruf auf eine Spur bringen konnte.

Er handelte nicht legal, das wußte er. Deshalb hatte er niemand eingeweiht.

Anderson nutzte die Tatsache der Abwesenheit der beiden Japaner, die sich zur Stunde in der Bar »Minoche« aufhielten und dort eine kleine Pressekonferenz gaben. Sie waren vollauf beschäftigt. Wie lange

sie allerdings noch dort blieben, hätte niemand zu sagen vermocht. Aus den Erfahrungen jedoch, die man in den letzten Tagen mit Yamahoki und Hamado gemacht hatte, wußte man, daß der Fahrer und sein Begleiter nicht sehr lange der Öffentlichkeit zur Verfügung standen. Onio Yamahoki war menschenscheu. Jede Erklärung ließ er seinen Manager abgeben, da er selbst nicht sprechen konnte.

Der klare Erfolg, den Yamahoki heute errungen hatte, trug jedoch die Schuld daran, daß der Taubstumme sich etwas länger, als es sonst seine Art war, außerhalb des Hotels aufhielt.

Anderson eilte die Treppe hinauf. Auf seinem Weg nach oben begegnete ihm niemand.

Vor der Zimmertür Nr. 205 angekommen, öffnete er sie blitzschnell, nachdem er sich vergewissert hatte, daß sich niemand im Korridor befand, der ihn beobachten konnte. Die Situation hätte später für ihn peinlich werden können.

Ungesehen drang er in das Zimmer der Japaner ein. Es roch nach einem starken, würzigen Rasierwasser, wie Hamado es benutzte.

Poul Anderson nahm sich nicht die Zeit, gleich das Zimmer und das Gepäck der Japaner unter die Lupe zu nehmen. Das erschien ihm zu riskant. Jeden Augenblick konnten Yamahoki und Hamado zurückkehren, und dann war der Teufel los.

Für Anderson kam es darauf an, sich den Rückzug zu sichern.

Er öffnete die Balkontür und lehnte sie an. Eine Minute später verließ er den Raum wieder, schloß von außen ab und rannte die Treppen hinunter.

Der Portier saß an dem kleinen Schreibtisch hinter der Rezeption und machte irgendwelche Eintragungen in ein Buch.

Als Anderson auftauchte, drehte der Franzose den Kopf und erhob sich.

Anderson stieß hörbar die Luft durch die Nase und hängte den Schlüssel, den er absichtlich mitgenommen hatte, schnell an das Brett, ehe der Portier erkannte, welcher Schlüssel es gewesen war.

Poul Andersen lachte. »Wenn man nicht mehr der Jüngste ist, sollte man etwas langsamer treten.« Er strich sich eine Haarsträhne aus der Stirn. »Da steht man vor seiner Tür, stochert im Schloß herum und wundert sich, weshalb sie nicht aufgeht. Bis man feststellt, daß man den falschen Schlüssel erwischt hat.«

Er nahm den an sich, der seine Zimmernummer trug.

»Entschuldigen Sie, Monsieur«, murmelte er. »Ich werde versuchen, mich zu bessern.«

»Kann jedem mal passieren«, nickte der Portier. »War wohl ein bißchen hektisch heute. Nach dem Unfall. Das ist kein Wunder.«

Diesmal benutzte Anderson den Lift, der gerade nach unten kam und eine junge Frau aus einem der höher gelegenen Stockwerke

brachte.

Poul Anderson fuhr bis zur dritten Etage empor und suchte sofort sein Zimmer auf.

Er verriegelte es von innen und begab sich sofort zum Fenster, ohne Licht angeschaltet zu haben.

Leise öffnete er die Balkontür und trat hinaus ins Freie.

Unter ihm lag alles still und verlassen. In dem dunklen Park mochten sich um diese Zeit einige Gäste aufhalten, das war leicht möglich. Dennoch riskierte Anderson es, auf den genau unter ihm liegenden Balkon hinab zuklettern.

Zum Glück lagen die Fensterreihen in unmittelbarer Nähe des Geschehens in völliger Dunkelheit. Das hing damit zusammen, daß die Rennfahrer, die Angehörigen des technischen Stabs und die Presseleute sich fast alle zu diesem Zeitpunkt im »Minoche« aufhielten. Das Hotel war zu Zweidrittel an diese Leute vermietet.

Es bereitete dem sportlichen, trainierten Engländer keinerlei Schwierigkeiten, auf den eine Etage tiefer liegenden Balkon zu gelangen.

Geschmeidig wie eine Katze glitt er an der Hauswand entlang, krallte sich an den überstehenden Kanten der Kunststoffverkleidung fest, sprang ab und landete eineinhalb Meter tiefer sicher auf den Beinen.

Unwillkürlich sich duckend huschte er auf die Balkontür zu, stieß sie nach innen und verschwand in dem dunklen Raum der Japaner.

Als erstes zog er die Vorhänge zu und knipste ein Nachttischlämpchen an. Im Schein der Birne, die er zusätzlich mit einem am Kopfende des Bettes liegenden Handtuch abdeckte, begann er sich umzusehen.

Er warf einen Blick in die Schubladen, fand aber außer persönlichen Utensilien nichts, was verdächtig gewesen wäre und seinen Verdacht erhärtet hätte.

Er öffnete den Schrank.

Fein säuberlich aufgehängt waren die Kleider. In zwei verschiedenen Fächern lag frische Unterwäsche.

Hin und wieder verhielt Anderson lauschend in der Bewegung, ob sich Schritte dem Zimmer näherten, ob jemand einen Schlüssel in die Tür steckte.

Aber alles war ruhig.

Während seiner Suchaktion kamen ihm Zweifel. Jagte er auch keinem Phantom nach? Warum mußte er ausgerechnet bei Yamahoki und Hamado suchen? Warum nicht bei den anderen Japanern, die zum technischen Stab gehörten?

Aber das war so eine fixe Idee von ihm. Yamahoki und Hamado hatten unmittelbar etwas vom Unfall. Aber das war ja Unsinn! Auch

die anderen hatten etwas davon. Alle Mitglieder des Taykushi-Konzerns, der hier seinen ersten Rennwagen der Welt vorstellte, waren ebenso verdächtig. Sie alle waren Nutznießer.

Anderson merkte, wie er in Schweiß geriet. Sein verbotenes Eindringen; einer fixen Idee entsprungen, zerrte doch mehr an seinen Nerven, als er sich selbst eingestehen mochte.

Auf seinem Gesicht zeigten sich hektische rote Flecken, als er anfing, sich den eckigen Koffer vorzunehmen, der etwas von einem verkleinerten Schrankkoffer an sich hatte.

Plötzlich stutzte Poul Anderson. Er zuckte zusammen, als ein Einsatz sich unter seinem Zugriff bewegte.

Der Einsatz war nur lose aufgesetzt über einem Geheimfach! Der kleine Schrankkoffer enthielt mehr, als man ihm auf dem ersten Blick ansah!

Der Einsatz ließ sich nach oben ziehen und zur Seite schwenken.

Ein Behälter mit großen Ampullen, einem Fach mit Injektionsnadeln und einer großen Kolbenspritze lag bloß vor seinem Auge.

Dopingmittel?

Eine neue Art, ein Präparat, das nicht auf die herkömmliche Weise nachweisbar war?

Oder etwas anderes?

Die Plastikbehälter waren nicht beschriftet, sie waren neutral.

Ehe er sich intensiver mit der Entdeckung befassen konnte, trat ein Ereignis ein, mit dem er die ganze Zeit gerechnet, das er aber nicht so schnell erwartet hatte.

Ein Schlüssel wurde ins Türschloß gesteckt.

Es ging so plötzlich, daß Poul Anderson überrumpelt wurde.

Er hatte nicht auf die Schritte geachtet, und nun ging alles blitzschnell.

Es war unmöglich, eine der Ampullen zu entfernen. Er mußte sich sputen, um den Koffer wieder so in Ordnung zu bringen, daß niemand merkte, daß ein Fremder dran gewesen war.

Er schwenkte den Einsatz zurück und drückte ihn wieder nach innen. Aber in der Eile schaffte er es nicht mehr, die beiden genau passenden Teile in die vorgesehenen Kerben zu drücken.

Er drückte den Deckel zu, stellte den Koffer in den Schrank und schloß die Schranktür.

Das Licht!

Seine zitternde Hand riß das Handtuch vom Schirm. Mit der anderen Hand schaltete er das Licht aus.

Der Vorhang!

Er zog die eine Hälfte nach links.

Da öffnete sich schon die Tür.

Ein schmaler Lichtstreifen fiel über den Teppichboden. Das Licht von draußen. Wie ein Balken lag der Lichtstreifen quer im Zimmer und berührte fast die Absätze des Engländers.

Kalter Schweiß perlte auf Andersons Stirn.

Es blieb ihm nur noch eine Möglichkeit: sich in die dunkle, etwas enge Ecke zu drücken, die der zweite Schrank und die schmale Wand neben dem Balkonfenster hinter der rechten Vorhanghälfte übrig ließen.

Es gab kein langes Überlegen.

Anderson bemühte sich, die Bewegung so sachte wie möglich auszuführen um nicht zu stark an dem Vorhang zu reißen und sich durch dessen Bewegung wieder zu verraten.

Doch es ging zum Glück gut.

Anderson hielt den Atem an.

Ein langer Schatten fiel quer ins Zimmer. Dann ein zweiter.

Dann sagte eine Stimme etwas. Es war die Stimme von Hamado. Er sprach japanisch, und Anderson wußte nicht, worum es ging.

Die Tür klappte ins Schloß.

Eine Nachttischlampe wurde angeknipst.

Poul Anderson wurde es siedendheiß, als eine Gestalt in sein Blickfeld trat.

Onio Yamahoki!

Der Rennfahrer aber sah ihn nicht. Er ging bis zur Balkontür, wandte sich dann nach links und nahm dort auf einem Stuhl Platz.

Er legte beide Hände an den Kopf, machte eine ruckartige Bewegung und dann kam der andere Schatten in Andersons Blickwinkel: Hamado, Begleiter und gleichzeitig Pfleger des taubstummen Rennfahrers.

Hamado packte die beiden Hälften des Vorhanges und entdeckte im gleichen Augenblick, daß die Balkontür offenstand.

»Nanu?« wunderte er sich. Er sprach in seiner Muttersprache. Anderson verstand kein Wort. Aber an der Reaktion des Japaners konnte der Engländer in etwa erkennen, was Hamado ausdrückte. Der Japaner zögerte einen Augenblick, zog dann die Tür vollends auf und warf einen Blick hinaus auf den dunklen Balkon.

Dann drückte er die Tür zu und verschloß sie.

Er zog die Vorhänge zu.

Poul Anderson hatte das Gefühl, auf heißen Kohlen zu sitzen. Wie kam er jetzt hier ungesehen und unerkannt raus? Es gab kaum noch eine Möglichkeit, über Nacht das Zimmer zu verlassen, es sei denn, er wartete ab, bis beide fest schliefen.

Tonka Hamado drehte ihm den Rücken zu und ging dann seitlich aus seinem Blickfeld.

Anderson, der seinen Blick voll auf Yamahoki liegen hatte,

verschluckte sich fast, als er den Taubstummen jetzt wieder sah.

Yamahoki hatte keinen Kopf!

Eine kleine Kapsel, nur wenig größer als eine Männerfaust, saß auf seinen Schultern.

In Andersons Ohren begann es zu rauschen, als stürze das Meer tosend über ihm zusammen, und das Blut hämmerte in seinen Schläfen.

Yamahoki – ein Monster?

Dieser Mann hatte einen Taykushi-IV gefahren? Ohne Augen – mit einem Kopf als Attrappe?

Anderson fing an, an seinem Verstand zu zweifeln. Er wurde übernervös und mußte an sich halten.

Er wußte, daß etwas Furchtbares geschehen würde, fände man ihn hier, weil er zum Mitwisser eines Geheimnisses geworden war.

Zahllose Fragen tauchten auf.

Hatte dieser Mann wirklich den Taykushi-IV gefahren? Oder lag hier ein Betrugsmanöver ganz großen Stils vor?

Ungläubig, mit weit aufgerissenen Augen starrte Anderson auf das Ungeheuer, das nur drei Schritte vor ihm entfernt auf dem Sessel saß.

Anderson war einen Moment lang unaufmerksam.

Er reckte den Kopf zu weit vor. Der Vorhang neben ihm raschelte leise. Das Geräusch war so minimal, daß es bestimmt niemand gehört hatte, zumal Hamado in diesem Augenblick einige Schritte entfernt war und sich am Schrank zu schaffen machte.

Anderson glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen, als der Oberkörper von Onio Yamahoki ein wenig herumruckte, und er hatte das Gefühl, daß das seltsame Organ in der weißgrauen Plastikkapsel genau auf ihn gerichtet wurde.

Da schoß ein Arm vor!

Anderson wurde gepackt und nach vorn gerissen. Hamado, der Manager des ungeheuerlichen kopflosen Etwas, stand wie aus dem Boden gewachsen vor dem Engländer.

Er hatte neben dem Schrank gelauert, ohne daß Anderson es bemerkt hatte!

»Er kann nicht sehen, und doch bekommt er alles mit«, sagte Hamado leise, aber deutlich in englischer Sprache. »Das wundert Sie, nicht wahr? Er braucht keine Augen. Er ortet mit Ultraschall, wie eine Fledermaus. Noch nie etwas davon gehört? Nun, dann wissen Sie's jetzt! Und weitergeben gilt nicht!«

Der Japaner bewegte zweimal schnell seine Hand vor und zurück.

Ein dumpfes Stöhnen kam über Poul Andersons Lippen, und brennender Schmerz bohrte sich in seine Eingeweide. Er preßte beide Hände gegen seinen Bauch. Das Blut aus den Stichwunden quoll im Rhythmus seines Herzschlags zwischen den zitternden Fingern heraus.

*

»Björn?« fragte sie leise.

Der Schatten bewegte sich und kam auf sie zu. In dem halbdunklen Raum, in den das Licht der Hotelbeleuchtung vor dem Portal fiel, erkannte sie Hellmark!

Aber das konnte doch nicht sein!

Er lag im Krankenhaus!

Sie hielt den Atem an, starrte auf die gespenstische Erscheinung und versuchte ihre Gedanken zu ordnen, die wie eine Flut auf sie einstürmten.

Hatte sie die ganze Zeit nur geträumt?

Der Unfall Björns – nur ein Alptraum? Und dies hier Wirklichkeit?

Die Brasilianerin hielt den Atem an.

Die Erscheinung stand jetzt dicht vor ihr, aber Carminia begriff nicht, daß es eine Erscheinung war.

Björn Hellmarks Rechte streichelte über ihr Haar. Er wollte etwas sagen und seine Lippen bewegten sich, aber kein Ton kam aus seiner Kehle.

Oder doch – ein Flüstern… Aber sie verstand es nicht. Es war zu leise.

»Wo kommst du her?« fragte Carminia leise. Eine unbekannte Ruhe und Zufriedenheit erfüllte sie mit einemmal.

Björn stand unverletzt und so vor ihr, wie sie ihn kannte.

Er lächelte nur.

Da er nicht antwortete fuhr sie fort: »Ich habe fürchterlich geträumt. Von dir. Du hattest einen Unfall. Ich bin sehr froh, daß…«

Er ließ sie nicht zu Ende sprechen. Sein rechter Zeigefinger legte sich sacht auf ihre Lippen.

Ein stilles Lächeln auf seinem Mund, zog Hellmark sich in die Dunkelheit des Zimmers zurück.

Carminia folgte ihm mit ihren Blicken und merkte erst jetzt, daß die Verbindungstür zum angrenzenden Raum offen war.

Carminia Brado durchquerte barfuß den Raum. Sie trug ein hauchdünnes seegrünes Baby Doll. Wie eine plastische Silhouette zeichnete sich ihr wohlgeformter Körper darunter ab.

Die Südamerikanerin stand vor der Verbindungstür und klopfte leise an.

Als niemand Antwort gab, drückte sie die Klinke herab.

Carminia blickte sich um.

Kein Björn in der Nähe! Das Zimmer war leer.

Die Brasilianerin hielt den Atem an.

Schritt für Schritt ging sie in den dämmrigen Raum.

Wo begann der Traum – wo endete er? Blitzartig stellte sie sich die Frage.

Was gehörte zum Traum, was zur Wirklichkeit?

Sie warf beides durcheinander.

Mit einer fahrigen Geste strich sie sich die dunklen Haare aus der Stirn.

Ein Geräusch ließ Carminia Brado herum wirbeln.

Jemand machte sich an ihrer Zimmertür zu schaffen.

Wie in Trance drehte sie schnell den Schlüssel im Schloß und öffnete.

Ein Mann stand vor ihr, den sie nicht kannte.

Er roch nach Alkohol und kaltem Rauch.

Das Licht, das im Korridor brannte, traf sie voll und blendete sie im ersten Moment, so daß sie die Augen zusammenkneifen mußte.

»Ola«, sagte eine ihr unbekannte männliche Stimme. Der Fremde kam torkelnd zwei Schritte auf sie zu. »Sind Sie allein? Dann habe ich mich doch wahrhaftig nicht in Ihrer Tür geirrt.«

Er war klein und untersetzt, hatte dicke, schwarze Koteletten, die ihm bis zum Kinn ’runterwuchsen. Er war Italiener. Aus der Art, wie er französisch sprach, erkannte Carminia das. Wahrscheinlich gehörte der Mann zur Ferrari- oder Maserati-Crew.

»Sie allein – ich allein? Wunderbar! Wir machen Amore!«

Ehe Carminia sich versah, stand er ihr auf Tuchfühlung gegenüber. Obwohl nicht mehr ganz nüchtern, entwickelte seine Hand plötzlich eine erstaunliche Zielsicherheit.

Blitzschnell streckte er seine Rechte aus. Seine Finger berührten ihre Hüfte, schoben sich unter das hauchdünne Nachtgewand und suchten ihre Brust.

Mit leisem Aufschrei wirbelte Carminia herum und wich zurück. Der aufdringliche Besucher war durch die Reaktion selbst überrascht. Offenbar hatte er erwartet, daß Amore bei einer allein schlafenden jungen Frau sich ganz von selbst ergab.

So wie Carminia in ihrer Benommenheit auch vor ihm stand, war sie eine Verlockung für jeden Mann.

»Gehen Sie!« preßte sie zwischen den Zähnen hervor.

»Aber Mademoiselle«, entgegnete der Mann mit hartem Akzent.

»Sie sind betrunken, Sie wissen nicht, was Sie tun. Gehen Sie!«

»Ich bin betrunken? Aber Mademoiselle! Auch dann bin ich… in der Liebe nicht zu schlagen.« Er rülpste und blies die Backen auf.

Carminia ließ ihn nicht dazu kommen, seine weiteren sexuellen Vorzüge erst aufzuzählen.

Sie begriff, daß sie hier mit guten Worten nichts ausrichtete.

»Lassen Sie Enrico nur erst mal anfangen, und Sie werden sehen…« Weiter kam er nicht. Carminia stieß ihn mit beiden Händen vor die

Brust. Der liebeshungrige Enrico, ohnehin nicht mehr ganz standfest, warf die Arme in die Höhe, gab einen Quietschlaut von sich und torkelte nach hinten.

Mit dieser merkwürdigen Gangart passierte er rückwärtsgehend die Türschwelle, kam ins Taumeln und fiel auf den Hintern. Es gab einen dumpfen, dröhnenden Ton, als Enrico Manucella noch nach hinten kippte und mit dem Kopf gegen die große Keramikvase schlug.

Ohne sich weiter um den Trunkenbold zu kümmern, drückte Carminia Brado die Tür zu und schloß wieder ab.

Ihre Erregung hatte zugenommen. Carminia sah die Umrisse ihres Zimmers wie durch einen Nebelschleier, der vor ihren Augen lag.

Sie merkte, wie ihre Knie weich wurden. Etwas schwächte sie. Entweder war es die Aufregung, das Medikament oder ihre Halluzination. Oder alles zusammen genommen.

Sie ging ins Bad, tupfte sich das heiße Gesicht mit einem Lappen ab, den sie mit kaltem Wasser tränkte.

Wie sie wieder ins Bett kam, wußte sie später nicht mehr.

Am nächsten Morgen fiel ihr Blick auf einen Zettel, der auf dem Nachttisch lag. Sie konnte sich nicht daran erinnern, daß er gestern schon hier gelegen hatte.

Der Zettel war aus einem Notizblock gerissen, der in der obersten Lade des Nachttisches lag.

Carminia Brado schluckte, als sie las, was darauf stand. »Mach dir keine Sorgen um mich! Ich werde es schaffen und durchkommen. Björn.«

*

Carminia Brado sprach bei Dr. Perrine vor und erkundigte sich nach dem Befinden des Verletzten, ohne auch nur ein Wort über ihr nächtliches Erlebnis zu verlieren.

Perrine konnte ihr nichts Neues mitteilen. »Sein Zustand ist unverändert«, lautete seine Aussage. »Abgesehen davon, daß sich seine Herz- und Kreislaufsituation etwas gebessert hat, besteht die Bewußtlosigkeit nach wie vor.«

Carminia Brado schloß die Augen, wankte leicht und bat, Björn sehen zu dürfen. Perrine geleitete sie selbst in das Krankenzimmer. Unbeweglich und blaß lag der Verletzte unter seinem Sauerstoffzelt.

»Er hat sein Bett nicht verlassen? Sie wissen es genau?« Rein mechanisch kamen die Worte über ihre Lippen, und Carminia merkte zu spät, daß sie ihren Gedanken halblaut ausgesprochen hatte.

Claude Perrine hob die buschigen Augenbrauen und sah sie entgeistert an. »Wie war das?« fragte er. »Aber ich bitte Sie, Mademoiselle, in diesem Zustand! Wie kommen Sie eigentlich auf eine

solche Idee?«

Carminia griff sich an die Stirn. »Entschuldigen Sie bitte. Ich wollte das nicht sagen. Es war nur so ein Gedanke. Weil heute nacht…« Sie stockte.

»Was war heute nacht, Mademoiselle?«

Die Brasilianerin ließ ihren Blick über den reglosen Körper des Freundes schweifen. »Ich habe geträumt, das ist alles«, schüttelte sie heftig den Kopf.

Aber sie konnte nur schwerlich die Unruhe verbergen, die sie erfüllte. Perrine merkte, daß die Frau sich zu sehr mit dem Vorfall beschäftigte, daß sie abgelenkt werden mußte.

Er war froh, als sie selbst auf die Idee kam, erst heute nachmittag noch mal vorbeizuschauen. Sie erkundigte sich nach Björns Vater und erfuhr, daß er bis in der Nacht um zwei Uhr am Krankenbett Wache gehalten hätte in der Hoffnung, seinen Sohn sprechen zu können, wenn er zu sich käme.

»Aber Monsieur schlief schließlich selbst ein. Er war so vernünftig, dann sein Hotel aufzusuchen.« Dr. Perrine ging neben der schlanken, gutgewachsenen Frau her.

Carminia rief von einer Telefonzelle des Krankenhauses aus das Hotel an und ließ sich mit dem Zimmer Alfred Hellmarks verbinden.

Der Industrielle meldete sich schon nach dem ersten Klingelzeichen. Als Carminia ihren Namen nannte, erwiderte Hellmark: »Du hast Glück, meine Liebe. Ich war gerade auf dem Weg zur Tür.«

Eine halbe Stunde später saßen sie in einem gemütlichen Speiserestaurant. Sie hatten einen Ecktisch gewählt, der ganz allein in einer Nische stand. Hier waren sie völlig ungestört.

Zuerst stellten sie die Speisenfolge zusammen, dann kam Carminia auf den Sinn ihres Treffens zu sprechen.

»Sieh mich bitte genau an«, bat sie ihr Gegenüber. »Und dann sag mir, wie ich aussehe. Habe ich mich verändert?«

Er musterte sie. »Was soll die Frage, Carminia?«

»Sind an mir irgendwelche Anzeichen zu erkennen, die auf – geistige Verwirrung schließen lassen?«

Alfred Hellmark glaubte nicht richtig gehört zu haben. »Ich weiß nicht, worauf du aus bist«, sagte er verstört.

Sie faßte sich ein Herz und erzählte ihm, was sie in der letzten Nacht erlebt hatte.

Hellmarks Augen weiteten sich, aber er sagte kein Wort.

Dann schob Carminia ihm den Zettel über den Tisch. »Du kennst doch auch die Schrift deines Sohnes, nicht wahr?« war alles, was sie abschließend hinzufügte.

Er starrte auf das Geschriebene.

»Björns Schrift. Kein Zweifel!« Er blickte auf die Brasilianerin. Dann wieder auf den Zettel.

»Es ist ausgeschlossen, daß sich jemand einen makabren Scherz erlaubt hat?« Carminias Stimme klang wie ein Hauch.

»Das kann ich mir nicht vorstellen.« Alfred Hellmarks Gesicht war starr wie eine Maske. »Irgend etwas geht hier vor«, murmelte er.

»Du weißt mehr darüber?« sagte Carminia Brado schnell.

»Ich muß dir etwas gestehen. Der Unfall – war kein Unfall! Es war ein Anschlag auf Björns Leben! Die Kripo hat inzwischen ihre Arbeit aufgenommen. Heute morgen habe ich erfahren, daß ein Techniker vom March-Team spurlos verschwunden ist. Ein gewisser Poul Anderson. Man nimmt jetzt an, daß er vielleicht etwas wußte. Die Suche nach ihm ist angelaufen. Genaues weiß man nicht.«

Er starrte wieder auf den geheimnisvollen Zettel.

»Björn kann ihn nur nach dem Unfall geschrieben haben«, murmelte er benommen und fuhr sich über die Augen, als könne er damit den Eindruck und das, was er sah, verwischen. »Was er hier schreibt, geht unmittelbar auf seine Verletzung ein. Glaubst du an das Übernatürliche, Carminia?«

Die Blicke der beiden Menschen begegneten sich.

»Kannst du dir vorstellen, daß ein Mensch seinen Geist aussenden kann, um eine Tätigkeit zu verrichten, die ereigentlich nur mit Hilfe seines Körpers verrichten könnte?« Etwas Geheimnisvolles lag in der Stimme des Deutschen.

»Man liest hin und wieder von solchen Dingen, aber wenn sie einem selbst begegnen, steht man ihnen fassungslos gegenüber«, entgegnete Carminia.

Sie ahnten beide nicht, daß dies erst ein bescheidener Anfang war. Es sollte etwas Einschneidendes in ihrem Leben geschehen, wie es in dieser Form kaum einem Menschen zuvor begegnet war.

*

Es war der Tag, an dem die Teilnehmer abreisten.

Unter ihnen die Japaner, die eine jubelnde Menschenmenge noch mal am Flugplatz verabschiedete.

Der taubstumme Rennfahrer mit dem kühlen, abweisenden Gesichtsausdruck winkte zum Abschied. Tonka Hamado drückte Hände, die sich ihnen entgegenstreckten.

Die Menschen, die Grund zur Begeisterung hatten, wenn eine echte sportliche Leistung gelobt werden sollte, konnten nicht wissen, daß sich unter der beweglichen biosynthetischen Maske nur noch der Rest eines Hirns dessen befand, was mal den ganzen Menschen auszeichnete.

Yamahoki war das Opfer eines kaltblütigen, berechnenden Menschen geworden, den man in Tokio als Dr. Konaki kannte.

Hamado, der Manager, im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte, aber war einer von vielen Sklaven, die diesem Mann treu bis in den Tod ergeben waren. Konaki hatte ihnen das Paradies geschenkt.

Hamado hatte nicht nur Hellmarks Unfall verschuldet, er hatte auch den beherzten Engländer Anderson auf dem Gewissen. Die Leiche des Technikers lag irgendwo im Mittelmeer, unter Steinen, Schlamm und stinkenden Pflanzen und Muscheln begraben. Die Blutflecke im Mordzimmer waren mit Chemikalien entfernt worden, so daß niemand einen Verdacht schöpfte.

Der Portier des »La Mediteranee« war der letzte gewesen, der Poul Anderson lebend gesehen hatte. Die Person des Engländers war ins Zwielicht verschiedener Meinungen geraten. Die meisten waren der Ansicht, daß mit Anderson etwas nicht stimmte, daß er eine Entdeckung fürchtete und sich wahrscheinlich mit einem anständigen Schmiergeld rechtzeitig ins Ausland abgesetzt hatte.

Daß dieses Gerücht aufgekommen war, konnte den Japanern, die unmittelbar den Ablauf des Geschehens beeinflußt hatten, nur recht sein.

Hamado aber dachte an den triumphalen Empfang in Tokio und vor allen Dingen an die schönen Stunden in den Gärten der Liebe, die Konaki für sie bereithielt.

*

Carminia Brado kehrte gegen Abend vom Krankenhaus ins Hotel zurück. In der Halle standen die Gepäckstücke der abreisenden Journalisten und noch einiger Teilnehmer an der Rennsportveranstaltung. Die italienische Crew wartete auf den Bus, der sie zum Flugplatz bringen sollte.

Als die Brasilianerin zur Treppe ging, kam ihr ein Italiener entgegen.

Eine Sekunde lang stutzte Carminia. Der Mann machte ihr Platz und grüßte höflich. Es war Enrico Manucella.

Einen Moment stutzte auch er. Etwas in seiner Erinnerung sprach an. Er war nicht so betrunken gewesen, daß er die Situation völlig vergessen hätte.

Enric Manucella wurde bleich. Er bewegte schon die Lippen, als wolle er etwas sagen. Die Begegnung war ihm sichtlich peinlich.

Er drückte sich an Carminia Brado vorbei. Die Südamerikanerin verschwand um die Gangbiegung, während bewundernde Männerblicke die langen, geradegewachsenen und braunen Beinen begutachteten, deren Schenkel von dem weitschwingenden, luftigen

Rock nur zu einem guten Drittel bedeckt wurden.

Carminia Brados Miene war ernst.

Die Begegnung mit dem Liebestollen in der letzten Nacht hatte sich wirklich abgespielt! Sie hatte den Mann wiedererkannt, und auch er war sich offensichtlich wieder der Situation bewußt.

Sie hatte die Tür geöffnet. Sie war außerhalb des Bettes gewesen, weil sie unmittelbar davor Björn gesehen hatte.

Beide Dinge waren kurz hintereinander passiert.

Carminia suchte ihr Zimmer auf, legte sich auf ihr Bett und blickte nachdenklich zur Decke empor.

*

Björn Hellmark schwamm in einem Meer von Gefühlen, die er nie zuvor kennengelernt hatte. Manchmal war es ihm, als würde ein titanenhafter Berg von Watte auf ihn gelegt. Die Luft wurde ihm knapp. Er boxte die Watte zur Seite und konnte sich wieder für einige Minuten aus dem Druck befreien, ehe er wieder stärker wurde.

Wer war er? Wo befand er sich?

Er existierte. Er dachte. Also existierte er.

Systematisch und logisch baute er seine Gedankenwelt auf. Wie ein Philosoph.

Die Ruhe war angenehm, die Stimmung, die ihn mit einem Mal erfüllte, war es auch.

Das, was jetzt mit ihm geschah, erinnerte in groben Zügen an das, was ein unter starken Drogen Stehender empfinden mochte. Eine unwirkliche, farbige, berauschende Welt, die den Betreffenden völlig in ihren Bann zog.

Er schwebte darin wie ein Vogel, körperlos, war reiner Geist, aus dem Nichts in diese freie ungebundene Welt geworfen.

Und dann sah er etwas. Er fühlte und empfand nicht mehr ausschließlich. Es war etwas Körperliches, das im Entstehen begriffen war.

Er selbst wurde zu einer Gestalt!

Er stand mitten in einem kleinen, sauberen Zimmer, in dem eine kleine Lampe brannte. Im Lichtkreis sah er auf einem Stuhl einen Mann sitzen, der ihm den Rücken zuwandte. Vor diesem Mann stand ein weißes Bett, darüber war eine durchsichtige Kunststoffhaut gespannt.

Björn Hellmark sah sich selbst in diesem Bett liegen.

Seine Schemengestalt in dem Krankenzimmer nahm intensivere Formen an. Wie ein Geist entwickelte er sich hinter dem wachenden Vater. Sein Körper war mehrere Sekunden lang wie ein Nebel, durch den man die Wand dahinter sehen konnte.

Alfred Hellmark merkte nichts von dem gespenstischen Vorgang, der sich hinter seinem Rücken abspielte.

Björn Hellmarks Doppelkörper wurde kompakter. Der Körper materialisierte in einer Form, daß man glauben mochte, er stände in Fleisch und Blut hinter Alfred Hellmark.

Der Industrielle seufzte. Sein Kopf fiel ein wenig nach vorn. Der Mann war müde, nickte kurz und fing sich wieder. Aber er war doch so benommen, daß er nicht merkte, wie der reglose Körper unter dem Sauerstoffzelt, durchscheinender und schwächer erschien, als wolle er sich in Nichts auflösen.

Der freigewordene Doppelgänger und der stilliegende Originalkörper Björn Hellmarks waren durch ein unsichtbares Band miteinander verbunden.

Der zurückgebliebene physische Körper wirkte sekundenlang wie ein Schemen, der sich aufzulösen gedachte, und alle Kraft schien sich in dem Doppelgänger zu entwickeln.

Der stand jetzt fast vollendet im Krankenzimmer. Wenn er die Hand ausstreckte, konnte er die Schultern des ein wenig nach vorn gebeugten, im Halbschlaf befindlichen Vaters berühren.

Björn Hellmarks Doppelkörper drehte sich um seine eigene Achse, als müsse er sich klar über seine Umgebung werden.

»Aber das gibt es doch nicht!« dröhnte es in seinem Bewußtsein. Er dachte diesen Gedanken in dem Körper, der auf dem Krankenbett zurückgeblieben war und der kaum merklich atmete.

Ebenso schnell wie der Doppelkörper materialisiert hatte, entmaterialisierte er sich wieder. Er wurde zu einem grauen Schemen, die Wand und das Schränkchen waren durch seinen Körper zu sehen. Die Doppelgestalt verschwand, und wie durch Hexerei erstand der ruhende, fiebernde Körper im Bett kompakt und normal, wie es sein mußte.

»Das gibt es doch nicht!« rief Björn Hellmark in seinen Gedanken von neuem. »Wieso kann ich hier – und dort sein, an zwei Orten zur gleichen Zeit?«

»Doch, das gibt es.« Die Stimme war plötzlich da. Aber es war nicht seine Stimme. Es war eine fremde. Und er hörte sie nicht im eigentlichen Sinn des Wortes, sondern sie erfüllte sein Gehirn, als hätte sich ihm ein Telepath verständlich gemacht. »Dieses Phänomen ist bei weitem nicht so selten, wie die meisten Menschen glauben. Viele haben es schon erlebt, ohne daß sie sich später daran erinnern konnten. Manch einer, der durch Zufall an einen bestimmten Ort kam, konnte sich daran erinnern, dies oder jenes schon mal gesehen zu haben, ohne je dort gewesen zu sein. Aber sie irren! Sie waren schon mal dort. Man sagt in Gedanken. Aber nicht nur im Geist, sondern auch mit ihrem Körper. Sie erinnern sich bloß nicht.«

»Aber wie kann ein Mensch an zwei Orten zur gleichen Zeit sein?« Björn Hellmark hörte sich diese Frage stellen, ohne daß er die Lippen bewegte. Der Kontakt kam auf geistiger Ebene zustande.

»Einer der berühmtesten Fälle in diesem Jahrhundert zeigt zweifellos das Leben von Pater Pio auf. Man sagt ihm nicht nur nach, daß er Menschen in die Seele schauen konnte. Es wurde durch Aussagen glaubwürdiger Zeugen – zum Teil durch Wissenschaftler – nachgewiesen, daß Pio zur gleichen Zeit im Kloster und während des Krieges auf einem Feld in Italien war und dort einem abgeschossenen Piloten zu Hilfe kam. Dies ist nur ein Fall von vielen. Man nennt diese ungewöhnliche Fähigkeit die Gabe der Exteriorsation. Bei Menschen, die einen schweren Schock erleiden, die von schweren Unfällen wieder genesen oder die scheintot waren und wieder ins Leben zurückkamen, beobachtet man oft diese Fähigkeit. Viele erkennen sie und haben Angst, davon zu sprechen, anderen Menschen davon Mitteilung zu machen. Manchmal ist es so, daß derart Gezeichnete die menschliche Gesellschaft fliehen, unter irgendeinem Vorwand ein Leben in Einsamkeit und Abgeschiedenheit zu führen beginnen oder ständig auf Reisen sind, um keine Zeugen zu haben, wenn die Verdoppelung auftritt. Es gibt diese Fälle mehr, als allgemein bekannt ist. Einige Menschen jedoch – wie Pater Pio zum Beispiel – nutzen diese Gabe, um anderen Menschen zu helfen.«

Björn Hellmark lauschte der Stimme, die sein Bewußtsein erfüllte.

»Wer sind Sie? Wieso kann ich Sie hören? Was ist eigentlich los mit mir? Fieberphantasien… ich halluziniere«, pochte es in ihm.

»Ich bin Al Nafuur.«

»Al Nafuur?« Dieser Name sagte ihm gar nichts. »Warum kann ich Sie nicht sehen. Bin ich blind?«

»Sie sind nicht blind. Aber ihre Sinne und ihr Gehirn sprechen noch nicht wieder auf alle äußeren Reize an. Sie erleben einen Zustand auf der Grenze zwischen Leben und Tod.«

»Ich habe schon davon gelesen. Aber ich konnte es nie glauben. Man sagt, daß Sterbende in Bruchteilen von Sekunden noch mal ihr ganzes Leben durchmachen, daß selbst die Geburt, die sie nicht bewußt miterleben konnten, von ihnen nacherlebt wird. Geburt und Tod, der Kreis schließt sich, eins greift ins andere. Man weiß aus den Erzählungen von Menschen, die klinisch tot waren, daß sie in dieser Zeit seltsame Erlebnisse hatten. Sie sahen verstorbene Freunde, Bekannte und Angehörige wieder, die auf denjenigen zu warten schienen. Aber das alles hat man mehr oder weniger ins Reich der Fantasie und des Fieberwahns abgetan.«

»Es war keine Fantasie und es war kein Wahn. Sie haben es wirklich gesehen.«

»Aber warum sehe ich meine Freunde nicht, nicht meine Ahnen?

Ich muß sterben, ich weiß es. Aber ich habe keine Angst davor.«

»Sie werden nicht sterben. Ich weiß das genau.«

»Wer sind Sie, Al Nafuur?«

Niemand wurde Zeuge dieses seltsamen Zwiegesprächs, das in seinem Geist stattfand. Dr. Claude Perrine kam einmal in das Krankenzimmer, warf einen Blick auf den Verletzten.

Alfred Hellmark und der Arzt sahen sich stumm an. Perrines Blick sagte genug: Es sah schlimm aus. Das Fieber ging nicht zurück.

Und auch in dieser Zeit fand das stille geistige Gespräch zwischen Björn Hellmark und dem geheimnisvollen Al Nafuur statt.

»Ich komme aus dem Lande Xantilon«, sagte die Stimme des unsichtbaren Besuchers, mischte sich unter die farbige, sich ständig verändernde Welt, in der sein Bewußtsein wie ein einem riesigen Meer schwamm.

»Xantilon?«

»Ein Begriff, der Ihnen nicht viel sagt. Zur Zeit, als Atlantis und Hyperborea in höchster Blüte standen, gab es auch Xantilon.«

»Unmöglich!«

Hellmark reagierte mit aller Heftigkeit. Sein Hirn schmerzte. Was geschah mit ihm?

»Nein, nicht unmöglich.« Al Nafuurs Stimme blieb fest und klar. Er hörte sich an, als stünde er direkt neben ihm. Der Stimmlage nach mußte es sich um einen Mann handeln. Er hatte eine ruhige und sehr sympathische Stimme. »Auf Xantilon und in Xantilon lebte eine Gruppe von Weisen, die das Geheimnis des ewigen Lebens kannte!

Das Volk, dem ich angehörte, war klein. Und nur einige Eingeweihte, die man zur damaligen Zeit Zauberpriester und Hexenmeister nannte, machten sich dieses Wissen zunutze. Es gibt kein ewiges Leben in dem Sinn, wie es die Menschen gern hätten. Kein körperliches Dasein in der dritten Dimension, mit all seinen Vor- und Nachteilen. Es gibt eine Existenz im Zwischenbereich. Nicht körperlich, geistig setzt sich das Weiterleben fort. Der Geist spaltet sich vom Körper ab, in dem er gewohnt hat. Es gibt eine Welt der Geister, wie es eine Welt der Körper gibt. Immer wieder hört man von Erscheinungen, die es hier und da gab. Das ist oft dann der Fall, wenn der Tod unter gewissen Umständen eintrat, meistens durch gewaltsame Einwirkung. Seit Jahrtausenden existiere ich in diesem Zwischenreich. Nun ist meine Stunde gekommen, mich mit Ihnen zu verbünden.«

»Wie soll ich das verstehen? Wie können Sie mit einem Menschen, der diese körperliche Welt verläßt, noch etwas anfangen?«

»Ich habe eine Botschaft für Sie. Ich möchte Ihnen helfen. Ihre Verletzungen sind unbedeutender, als Ihre Ärzte erkennen können. Aber darauf werde ich später zurückkommen. Der Mordanschlag wird

sich wiederholen, wenn sich herausstellt, daß Sie noch am Leben sind. Nicht nur an Ihnen, sondern alle Menschen, die Sie lieben und die unmittelbar mit Ihnen zu tun haben, geraten in Bedrängnis. Unheil droht. Ihr Leben steht unter keinem günstigen Stern. Lassen Sie nie bekannt werden, daß Sie mit dem Leben davongekommen sind!«

Wie ein Echo hallte der letzte Satz in seinem Bewußtsein nach. Björn Hellmark wollte weitere Gedankenfragen stellen, da merkte er, daß der telepathische Einfluß sich aus ihm zurückzog.

»Al Nafuur?«

Da war nichts mehr. Der Geheimnisvolle aus dem Lande Xantilon, der Magier und Zauberpriester, der das Geheimnis des Diesseits und Jenseits kannte, antwortete nicht mehr.

*

In der Nacht schon zeichnete sich ab, daß Björn Hellmarks Zustand sich verschlimmerte. Trotz fiebersenkender Mittel stieg die Temperatur weiter.

Eine Schwester nahm die Wache an seinem Krankenbett auf. In den frühen Morgenstunden hatte diese Schwester ein Erlebnis, über das sie nie sprach. Der Eindruck war nur kurz. Es schien, als würde sich der Kranke verändern. Sein Gesicht wurde durchsichtig. Sie erkannte das Kopfkissen unter dem Kopf.

Die kleine Schwester hielt den Atem an. Blankes Entsetzen spiegelte sich in ihren Augen.

War sie eingeschlafen? Träumte sie?

Sie sprang von ihrem Stuhl, preßte mehrmals fest die Augen zusammen, und öffnete sie wieder.

Da verwischte sich der Eindruck. Die Umrisse des Kranken wurden stärker und waren wieder normal.

Die kleine Französin führte den Eindruck auf eine Übermüdung zurück und ahnte nicht, daß sie Zeuge einer Schwächung des Originalkörpers geworden war.

Björn Hellmarks ganze Kraft war gefordert worden, um den Doppelkörper voll aktionsfähig zu machen. Das war auf Kosten des physischen Körpers gegangen. Der Ätherkörper erschien stark und kräftig, und der kranke, zurückgebliebene schwächte sich ab.

Noch benommen und unsicher warf die Schwester einen Blick auf die Apparaturen, die neben dem Kopfende aufgebaut waren.

Die Werte waren weiter zurückgegangen.

Schwester Nicole weckte den diensthabenden Arzt, Dr. Francheville war drei Minuten später da. Über dem flauschigen Frotteepyjama trug er einen dunkelblauen Cordmorgenmantel mit weinroten Umschlagmanschetten und Kragenbesatz.

Francheville sah sofort, was los war.

»Verständigen Sie den Vater, Schwester Nicole«, murmelte er, während er eine Spritze aufzog. »Er stirbt!«

Er gab noch eine herzstärkende Injektion. Die Meßwerte auf der Skala veränderten sich nur minimal.

Eine halbe Stunde später schon traf Alfred Hellmark ein.

Inzwischen hatte man auch Dr. Claude Perrine verständigt. Umgehend hatte sich der Chefarzt, der eine Wohnung nur zwei Straßenecken weiter gemietet hatte, auf den Weg gemacht.

Alfred Hellmark wurde über den Stand der Dinge informiert.

»Es geht dem Ende zu. Er wird den Morgen nicht mehr erleben, Monsieur«, sagte Perrine. »Das tut mir leid.«

»Sie haben das Menschenmögliche getan, Doktor.« Der Industrielle antwortete, als säße ihm ein Kloß im Hals.

Es war alles so gekommen, wie er, Alfred Hellmark, in dieser Nacht erfahren hatte. Das Ganze kam ihm unwirklich und traumhaft vor, aber er wußte, daß er nun handeln mußte, sollte der Plan seines Sohnes in Erfüllung gehen.

»Er ist so geschwächt, daß das Herz nicht mehr mitmacht«, murmelte Dr. Perrine.

Auf dem Oszillographenschirm schlugen die Kurven nur noch schwach aus. Dann erfolgte kein Ausschlag mehr.

»Herzstillstand«, konstatierte Dr. Francheville überflüssigerweise.

Alfred Hellmark hielt den Atem an. Er war bleich und wirkte niedergeschlagen.

Irrte er auch nicht? Das Versagen des Herzens war ihm durch das Gespräch mit dem Ätherkörper angekündigt worden.

Aber in Wirklichkeit schlug das Herz noch! Die Herztätigkeit jedoch war so gering, daß sie nicht mal mehr die empfindlichen Instrumente registrieren konnten!

Das gleiche war der Fall bei der Hirntätigkeit, die den Apparaturen zufolge ebenfalls auf Null angekommen war.

Offiziell war Björn Hellmark nach dem Sturz aus dem Rennauto nicht mehr aus der Bewußtlosigkeit erwacht, die er sich zugezogen hatte.

Aber Alfred Hellmark war inzwischen zu einem Eingeweihten geworden. Er trug schwer an der Bürde, aber jeder, der ihn jetzt sah, war überzeugt davon, daß dies mit der Trauer um seinen Sohn in Zusammenhang stand.

Im Morgengrauen schon wurde die Leiche in einem Zinksarg in einem privat gecharterten Flugzeug nach Deutschland überführt.

In der zweistrahligen Maschine befand sich außer der Besatzung, dem Sarg, Alfred Hellmark und Carminia Brado sonst niemand.

Der Industrielle und die Brasilianerin saßen sich schweigend

gegenüber.

Es kam kein Gespräch zustande. Was gesagt werden mußte, war bereits gesagt worden. Sowohl Alfred Hellmark als auch Carminia Brado wußten Bescheid.

Alfred Hellmark hatte an die Südamerikanerin die Worte seines ihm erschienenen Sohnes fast wörtlich weitergegeben.

Björn hatte gesagt: »Es kommt für alle deutlich sichtbar ein scheinbar völliger körperlicher Zusammenbruch. Aber das ist die Umkehr. Ich werde daraus emporsteigen wie der Phönix aus der Asche.«

Was er nicht erwähnte, waren die mehrmaligen geistigen Kontaktaufnahmen zu dem geheimnisumwitterten Al Nafuur. Wenn dies alles tatsächlich mehr war als eine Fieberphantasie, dann würde sich einiges ereignen, wovon er allerdings nur eine schwache Ahnung hatte.

*

Zwei Tage nach der Überführung des Sarges nach Deutschland wurden die sterblichen Überreste in einem bronzenen Sarg in der Familiengruft der Hellmarks beigesetzt.

Erst später erfuhr die Öffentlichkeit davon. Offiziell wurde der Name Bernd Hellmer genannt, und keiner wußte, wer sich dahinter verbarg.

Carminia Brado war unmittelbar nach der Beisetzung nach Rio de Janeiro zurückgeflogen. Niemand wußte, wie es ihr ging, wo sie untergetaucht und was aus ihr geworden war.

Kein Außenstehender interessierte sich dafür, daß am 14. September in der Nähe von Genf im Millionärsviertel direkt am See ein Luxusbungalow seinen Besitzer wechselte. Dieser Bungalow hatte einem Schauspieler gehört, der das exklusive Haus zum Verkauf angeboten hatte, weil er einem Ruf nach Amerika gefolgt war, wo er in einer auf zunächst fünfzig Folgen geplanten Fernsehserie die Hauptrolle übernehmen wollte.

Ein gewisser Björn Hellmark, den niemand hier kannte, übernahm den Bungalow.

Man erfuhr nicht allzuviel über den neuen Besitzer. Das Haus hatte Hanglage und lag etwas versteckt hinter einer Fichten- und Birkenschonung.

Es sickerte durch, daß Hellmark 26 Jahre alt war und es schon zu einem bedeutenden Vermögen gebracht hatte. Er wäre Leiter einer kosmetischen Firma in den Staaten gewesen, habe nun selbst eine Firma gegründet und vertriebe seine Präparate in eigener Regie.

Drei Tage nach dem Einzug des neuen Eigentümers landete auf

dem Internationalen Flughafen in Genf ein Düsen-Clipper aus Rio. Eine junge Frau, die allein reiste, verließ die Maschine. Es war eine gewisse Carminia Brado, die niemand hier kannte. In der vornehmen Nachbarschaft wurde nur soviel bekannt, daß die gutaussehende Südamerikanerin offenbar den Haushalt des Junggesellen Hellmark unter ihre Fittiche nahm und auch die Funktion einer Sekretärin ausübte.

Den jungen Millionär bekam man nur selten zu Gesicht. Die Frauen, die ihn sahen, schwärmten von ihm. Er war groß, sportlich und hatte ein markantes, gutgeschnittenes Gesicht. Er trug immer ein Brille mit dunkelgetönten Gläsern. Seine Frisur war modern. Das ursprünglich kastanienbraune Haar war geschickt gebleicht, so daß es fast hellblond wirkte, ohne daß diese Manipulation auffiel.

Am 20. des gleichen Monats sah man Björn Hellmark, wie er einen schneeweißen 300 SEL bestieg und mit seiner Sekretärin zum Flugplatz fuhr.

Carminia Brado kehrte allein in den Luxusbungalow zurück.

Jedermann vermutete, daß Björn Hellmark sich auf eine Geschäftsreise begab.

Auf einer Reise befand er sich, das stimmte, und sie führte ihn nach Tokio. Aber sie hatte nichts mit den Geschäften zu tun, denen er angeblich nachging.

*

Die Wellen des Mittelmeeres spülten an den weißen Sandstrand und plätscherten gegen die felsige Mole, auf der trotz des schon verhältnismäßig kalten Windes noch eine Anzahl Badegäste standen.

Auch Chantalle Durimand, die wie die meisten Franzosen im eigenen Land geblieben war, verbrachte hier ihren Urlaub.

»Es sieht aus, als würden die Herbststürme in diesem Jahr früher anfangen«, sagte sie leise mit einem Blick auf den wolkenverhangenen Himmel. Ihr Begleiter, der fröstelnd mit ihr ins Wasser ging, folgte ihrem Blick.

Er war ein ausgezeichneter Schwimmer, was nicht verwunderte, wenn man wußte, daß er das Schwimmen als Sportart betrieb und schon hervorragende Zeiten geschwommen war. Bei einem Sportpresseball in Paris hatte Chantalle Gerard Soure vor drei Wochen kennengelernt. Nach einer durchtanzten Nacht und einem Sektfrühstück war man übereingekommen, dieses Jahr zusammen Urlaub zu machen.

Chantalle, in einem knappen Bikini, der ihre gutgewachsene Figur betonte, ließ sich ebenfalls ins Wasser gleiten.

Eine Welle trieb sie etwas ab, und sie geriet näher an die Mole, als

sie eigentlich wollte.

Mit weitausholenden Bewegungen kam Soure auf sie zu.

Aus den Augenwinkeln heraus nahm Chantalle die Bewegung wahr. Gerard wollte nach ihr greifen. Blitzschnell schnappte sie nach Luft und tauchte unter.

Ihre paddelnden Füße trieben sie schnell abwärts und weiter voran.

Da sie mit geöffneten Augen schwamm, sah sie den dunklen Berg aus aufeinandergetürmtem Felsgestein. Dort hingen Muscheln und klebten Algen und Moos.

Chantalle Durimand drehte sich zur Seite.

Vor ihr glitt wie ein Schemen Gerard Soure in die Tiefe, hatte ebenfalls die Augen geöffnet und schwamm auf sie zu.

Mit einer blitzschnellen Drehbewegung versuchte die Französin weiter auf die Seite zu kommen. Sie hatte noch genügend Luft und wollte Gerard damit überlisten, daß sie unter ihm wegtauchte.

Da war plötzlich eine Hand an ihren Schenkeln!

Aber es waren nicht die Finger des jungen Schwimmers.

Die Hand wedelte wie ein toter Fisch zwischen drei kleinen Steinen hervor, war bleich, kalt und tot!

*

Wie ein elektrischer Schlag ging es durch den Körper der Französin.

Sie tauchte auf, so schnell sie konnte.

Erschrecken spiegelte sich in ihren Augen. Prustend war Gerard Soure plötzlich neben ihr.

»Raffiniert«, sagte er, noch ehe sie den Mund öffnete, um ihrerseits etwas zu erwähnen. »Wenn du so weitertauchst, Cherie, bist du reif für die Marine. Die stellen noch Froschmänner ein. Pardon, bei dir würde das dann natürlich Froschfrau heißen.«

»Hast du nichts gesehen?« fragte sie, ohne auf seinen Witz einzugehen.

Er wischte sich über die Augen, schüttelte seinen Kopf wie ein Hund, der sein Fell trocknete. »Gesehen? Nein! Was soll ich denn gesehen haben?«

»Da unten liegt jemand. Eine Leiche!«

Soure starrte seine hübsche Begleiterin an wie einen Geist.

»Du träumst«, entrang es sich seinen Lippen.

»Ich habe die Hand gesehen, die meine Schenkel berührt hat.«

»Da hat sich einer einen Jux gegönnt, Cherie. Ich würde dir auch an die Schenkel greifen, wenn ich die Gelegenheit bekäme.« Er feixte.

Chantalle blieb ernst. »Mir ist nicht zum Spaßen zumute, Gerard.

Da unten liegt einer.«

»Voilá, wenn du meinst.« Er zuckte die Achseln. »Dann sehen wir eben nach und vergewissern uns.«

Sie tauchten beide gemeinsam zur gleichen Zeit unter.

Und es stellte sich heraus, daß Chantalle recht gehabt hatte.

Zwischen den schwarzen, glitschigen Steinen steckte eine Hand, aufgedunsen, zum Teil schon von Fischen angefressen.

Gerard Soure räumte schnell ein paar der steinernen Brocken zur Seite und ein Teil des Körpers, zu dem die angefressene Hand gehörte, wurde frei.

Eine Leiche!

Ein Mann, noch völlig angekleidet.

Die andere Hand lang eng an seine Seite gepreßt.

Chantalle nahm etwas wahr. Die rechte Hand lag in einer merkwürdigen Stellung an seiner Seite.

Daumen, Ringfinger und kleiner Finger waren nach innen geklappt, Zeige- und Mittelfinger aber waren gespreizt und bildeten ein deutlich sichtbares »V«, das Zeichen für Sieg.

Beide tauchten auf und wie auf ein stilles Kommando hin, schwammen sie zum Strand.

»Warte hier auf mich«, sagte Gerard Soure. Er machte einen ernsten Eindruck. Der Sportler sah um die Nase herum leicht grünlich aus. »Ich verständige die Polizei.«

Zwanzig Minuten später kam sie. Der Tote wurde geborgen.

Der Anblick einer Wasserleiche war nicht jedermanns Sache, dennoch ließ Chantalle Durimand es sich nicht nehmen, die Dinge genau zu verfolgen.

Sie war die erste, die einen Hinweis auf die Identität des Toten geben konnte.

Es war ein makabrer Zufall, daß sie die Leiche nicht nur entdeckt hatte, sondern darüber hinaus den Toten auch noch kannte.

Es handelte sich um Poul Anderson, der vor über einem Vierteljahr verschwunden war und den man mit dem tödlichen Unfall an Hellmer in Verbindung brachte.

Der Polizeiapparat begann auf Hochtouren zu laufen.

*

Kommissar Choquerk war ein Mann mittleren Alters, ruhig und besonnen. Er trug einen rotblonden Lippenbart. Die Barthaare waren borstig und standen ab.

Seit einem Vierteljahr tappte die Polizei im dunkeln. In der Akte, die den Fall behandelte, stand ein Vermerk, aus dem ersichtlich war, daß man in einer Sackgasse angekommen war. Der Leichenfund

brachte aber einiges in Bewegung.

Chantalle Durimand zündete schon ihre zehnte Zigarette an, als sie mit der wichtigsten Frage herausrückte:

»Und was hat die Fingerstellung zu bedeuten, Kommissar?« Chantalle Durimand war ein harter Brocken. Wenn sie mal jemand am Angelhaken hatte, dann ließ sie so schnell nicht mehr locker. »Es ist doch sicher außergewöhnlich, daß ein Sterbender Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand spreizt, um das Zeichen für Sieg zu machen! Finden Sie nicht auch?«

Choquerk preßte die Lippen zusammen. »Merkwürdig ja. Wir haben keine Erklärung dafür. Als er starb, war er möglicherweise völlig durcheinander. Vielleicht stand er unter dem Einfluß von Drogen oder Alkohol. Die Obduktion wird das noch klären.«

Chantalle Durimand blies heftig den Rauch zwischen den Lippen heraus, warf dann den hübschen Kopf zurück und sah Philip Choquerk nachdenklich an. »Anderson hatte keinen Grund, das Zeichen für 'Sieg' zu zeigen. Er erlebte die Niederlage durch den unglücklichen Unfall mit. Könnte es nicht anders herum sein. Könnte er mit dem 'V', das er zeigt, nicht auf die Sieger hinweisen wollen?«

»Sie meinen auf die Japaner?«

»Richtig.«

»Sie werden verstehen, daß unmittelbar nach Bekanntwerden des Untersuchungsergebnisses durch die Experten gerade der Umstand des japanischen Sieges, der so erhofft und erwartet worden war, uns zu denken gab, Mademoiselle Durimand. Wir haben die gesamte japanische Mannschaft verhört und ihre Alibis eingehend überprüft. Es gibt darin keinen einzigen schwachen Punkt.«

»Hat sich auch Yamahoki äußern können?« schoß sie ihre nächste Frage unvermittelt ab.

»Er war zum fraglichen Zeitpunkt gemeinsam mit seinem Manager Hamado auf seinem Hotelzimmer. Wir gehen heute von der Vermutung aus, daß Poul Anderson von Unbekannten entführt und dann ermordet wurde. Dies alles herauszufinden, zu rekonstruieren und vor allen Dingen hieb- und stichfest zu beweisen, dazu bedarf es eben noch einiger Anstrengungen, meine liebe Mademoiselle Durimand. Sie verstehen eine ganze Menge von schnellen Zeiten – aus dem Sport. Wir bei der Polizei müssen da ein wenig langsamer treten. Mit olympischen Bestleistungen ist da nichts zu machen. Ich empfehle Ihnen, bei Ihren Leisten zu bleiben. Sie verstehen viel vom Sport, aber sicher kaum etwas von einem Mordfall.«

Das Zwiegespräch war nicht sehr ergiebig. Chantalle zog die Konsequenzen daraus und verabschiedete sich schließlich von Philip Choquerk.

Sie suchte ihr Hotelzimmer auf. Von Gerard Soure lag eine

Nachricht auf dem Tisch. Der Schwimmer teilte ihr mit, daß er in einem kleinen Bistro an der Ecke auf sie warte. Sollte sie bis sechs Uhr nicht dasein, würde er den Abend im Kino verbringen.

Es war jetzt halb fünf. Noch genügend Zeit, sich fertig zu machen und mit Gerard das Rendezvous einzugehen.

Chantalle entkleidete sich und stellte sich unter die Dusche. Als sie sich abfrottierte, betrachtete sie sich dabei nachdenklich.

Sie hielt in der Bewegung inne und brachte ihren rechten Arm unter dem flauschigen Badetuch in die Höhe, so daß die Hand im Spiegel zu sehen war.

Chantalle Durimand formte die Hand genauso wie sie das bei dem Toten gesehen hatte, sie spreizte die beiden Finger, bildete das »V«, das Zeichen für Sieg.

»V«, murmelte sie, und ihre Lippen bewegten sich kaum. »›V‹ steht für Victory. Aber es muß kein ›V‹ sein… muß nicht Victory bedeuten, es kann auch ein Ypsilon sein. Ypsilon wie… Yamahoki!«

Sie merkte, wie es ihr plötzlich siedendheiß wurde.

Hatte Poul Anderson im Angesicht und der Gewißheit des Todes noch die Kraft gefunden, auf diese Weise auf seinen Mörder oder zumindest auf den hinzuweisen, der mit seinem Tod in Zusammenhang gebracht werden sollte? Ein Zeichen für die Menschen, die ihn mal finden sollten?

Der Gedanke wurde zur fixen Idee, und sie kam nicht mehr los davon.

Chantalle Durimand beeilte sich, mit ihrer Toilette fertig zu werden und packte gleich darauf die Koffer. Dann erst schien ihr aufzufallen, daß sie unter Umständen unüberlegt handelte. Sie wußte nicht mal, wann das nächste Flugzeug nach Paris ging. Sofort rief sie den Portier an und ließ sich die Flugzeiten durchgeben.

Um, zwanzig Uhr zwanzig stand eine Maschine im Plan. »Bitte buchen Sie eine Karte für mich, wenn das noch möglich ist«, bat sie.

Dann setzte sie sich hin und schrieb ein paar Zeilen an Gerard Soure.

Sie entschuldigte sich für ihre schnelle, unerwartete Abreise.

»Ich melde mich bei dir zurück. Bin in Paris«, schrieb sie. »Mehr kann ich dir im Augenblick nicht sagen.«

*

Punkt halb zehn schloß Chantalle Durimand ihre Tür auf. Die Sportjournalistin wohnte am Montmartre. Als junges Mädchen hatte sie sich hier eine kleine Dachklause gemietet.

Chantalle liebte diese bevorzugte Wohngegend über den Dächern von Paris. Sie lebte einfach und bescheiden, hatte unter den hier

niedergelassenen Künstlern, Malern, Schriftstellern, Schauspielern und Kabarettisten echte Freunde gefunden.

Mit keinem Gedanken mehr dachte sie an ihren Urlaubsaufenthalt am Meer, keinen Gedanken mehr verschwendete sie an die Stunden mit Gerard Soure.

Nur der Name Yamahoki ging ihr im Kopf herum.

Gleich am frühen Morgen tauchte sie frisch und ausgeruht in der Redaktion auf.

Den Köder hatte sie bereits ausgeworfen. Ein kurzer Telefonanruf zuvor hatte den Besuch eingeleitet. Chantalle war es gelungen, den großen Zeitschriftenboß neugierig zu machen.

So kam es, daß sie an diesem Morgen sieben Minuten nach acht im Chefzimmer saß und Henri Daumer ihre Überlegungen mitteilte. Sie hielt auch mit ihrem Verdacht nicht hinter dem Berg.

»Das Ganze ist äußerst interessant«, mußte Daumer zugeben. Er war Anfang vierzig. Man sah ihm an, daß er ein Erfolgsmensch war.

Den Grundstein hatte der Vater gelegt, der anfangs des Jahrhunderts in einer kleinen Druckerei mit der Produktion einer Zeitschrift begonnen hatte, die Schauergeschichten und Hilfe in allen Lebenslagen ebenso bot wie allgemein interessierende Artikel und Tatsachenberichte.

Daumer junior gab heute zehn verschiedene Wochenblätter einschließlich des »Journal de Sport« heraus. Hinzu kamen Kalender und Bilderbücher für die Kleinsten und eine Taschenbuchreihe mit phantastischem Inhalt.

Henri Daumer sah seine hübsche Mitarbeiterin eingehend an. »Was für ein Gefühl haben Sie, Chantalle?«

»Ich glaube, daß ich auf dem richtigen Weg bin, Monsieur Daumer. Wenn erst die Konkurrenz ähnliche Überlegungen anstellt, ist es zu spät. Wir sollten die ersten sein. Wenn es mir gelingt, die Hintergründe aufzudecken, die nicht mal die Polizei sieht, dann wird ›Journal de Sport‹ allen anderen Sportzeitschriften um Nasenlängen voraus sein.«

Henri Daumer erhob sich, ging zum Fenster und blickte hinab auf die verkehrsreiche Straße.

Eine Wolke von Abgasen hing in den Straßen.

»Und nur weil Sie meinen, Anderson wäre nie auf die Idee gekommen ein ’V’ mit seinen Fingern zu zeigen, sondern eher ein Ypsilon, wollen Sie, daß ich das Flugticket für Sie übernehme, hmm?«

»Vielleicht wird es ein bißchen teurer, Monsieur Daumer. Da wären auch noch die Kosten für die Hotelunterkunft. Aber weitere Spesen dürften nicht anfallen. Sie haben in mir den Vorteil, daß ich kein Mann bin. Ich werde keine Unterhaltskosten für eine Geisha aufbringen müssen und der Besuch eines japanischen Badehauses

entfällt für mich auch!«

*

Das Auto fuhr durch die Ginza und befand sich auf der Höhe des Nippon Theaters.

Hinter dem Steuer saß Tonka Hamado. Im Fond des Toyota Yasujiro Konaki, der unheimliche Chirurg und geistige Führer einer geheimen Sekte, deren Wirken weit in die Vergangenheit reichte. Schon im 12. Jahrhundert hatte es ähnliche Vereinigungen in Persien und anderen Ländern gegeben. Die Führer und Anhänger jener kultischen Organisationen hatten ihre Riten und ihre Geheimnisse mit ins Grab genommen. Yasujiro Konaki, seit jeher ein Sucher und Anhänger des Okkulten, hatte Hinweise und Schriften entdeckt, die es ihm ermöglichten, Vergangenes wieder aufleben zu lassen.

Aber die Kenntnisse, die ihm zuteil geworden waren, die Einblicke, die finstere Mächte ihm gewährt hatten, wurden ihm nicht geschenkt. Er mußte dafür bezahlen. Mit Blut. An jedem dritten Freitag im Monat mußte er sein Opfer bringen. Heute war Donnerstag. Er mußte heute alles vorbereiten, damit er zeitgerecht über sein Opfer verfügen konnte.

Wie ein Metzger, der mit sicherem Blick sein Schlachtvieh auswählt, suchte Yasujiro Konaki seine Opfer. Wochen vorher wußte er schon, wer als nächster drankam. Und es waren immer nur Männer, die er sich erwählte. Das hatte seinen besonderen Grund.

Der Toyota fuhr auf den Parkplatz vor einen Massage-Salon, der wie eine Insel inmitten einer kleinen Grünanlage wirkte.

Tonka Hamado, Konakis Vertrauter, war Stammgast im Badehaus von Meiko Shakushi. Er kam wöchentlich einmal. Und zwar immer donnerstags. Das paßte dann auch regelmäßig zu den Fahrten mit Konaki, der einmal im Monat donnerstags abends das letzte Treffen mit seinem Opfer hatte, das nichts von dem ahnte, was mit ihm am Freitag geschah.

Konaki lernte seine Opfer durch Empfehlungen von Mitgliedern seiner Sekte kennen oder durch Zufall. Auf der Straße. In einem Cafe oder Restaurant. Einmal mit einem Auserwählten gesprochen, gab es für den Unglücklichen kein Entkommen mehr.

Dr. Yasujiro Konaki beherrschte die Gabe der Hypnose perfekt. Während des Gesprächs gab Konaki seinem Partner einen posthypnotischen Auftrag, der prompt nach der Amnesie termingerecht ausgeführt wurde.

Bei Dr. Lonei Showaka hatte Konaki mit dieser Methode wieder mal erfolgreich gearbeitet.

Showaka war Physiker und hielt an der Universität in Tokio

Vorlesungen über Computertechnik. Vor vier Wochen war Konaki auf die Idee gekommen, Showaka als Opfer zu wählen. Konaki hatte einen Weg gefunden, den Physiker, der sich besonders mit Problemen der Plasmaphysik befaßte, während der Pause in einem Tokioer Theater anzusprechen. Showaka hatte nicht mitbekommen, daß Konaki ihm in diesem Gespräch einen posthypnotischen Auftrag gegeben hatte. Genau eine Woche später suchte der Physiker in der Ginza ein Spielcasino auf, obwohl er dies nie zuvor getan hatte.

Konaki war nur gekommen, um die Wirkung des posthypnotischen Befehls zu überprüfen. Nachdem er die positive Reaktion festgestellt hatte, war er wieder in sein Labor zurückgegangen.

Auf sein Spiel im Casino, von Freunden angesprochen, hatte Showaka sekundäre Begründungen angegeben, ohne auch nur den geringsten Verdacht zu schöpfen, daß er praktisch unter Zwang gehandelt hatte.

Konaki betrat das Striptease-Lokal. Er war schon mehr als einmal hier gewesen. Allerdings war es ein Zufall, daß er Dr. Lonei Showaka den posthypnotischen Befehl gegeben hatte, um halb zehn hierher zu kommen.

Es war neun Uhr.

Da Konaki von seinen hypnotischen Fähigkeiten überzeugt war, hegte er keinerlei Zweifel daran, daß alles seinen Wünschen entsprechend verlief und dies der letzte Abend war, an dem Showaka sich vergnügte.

Im Vorraum legte er seinen Mantel ab und ging dann direkt in das düster gehaltene Lokal, wo nur ein einziger roter Scheinwerfer brannte und den biegsamen Leib einer schlanken, zartgliedrigen Japanerin beleuchtete, die außer einem spitzenbesetzten Slip nichts weiter auf dem Leib trug.

Konaki setzte sich an einen Tisch in der linken hinteren Ecke. Es kam ihm weniger auf das Geschehen auf der Bühne an als auf die Ankunft Dr. Showakas. Heute abend sollte der Physiker seinen letzten hypnotischen Befehl bekommen.

Dr. Showaka tat alles aus freiem Willen.

*

Während Konaki sich zurücklehnte, das Geschehen auf der Bühne verfolgte, wo zwei Mädchen lesbische Spiele zeigten, suchte Tonka Hamado seinen Stamm-Massagesalon auf.

Unter einem kleinen flachen Vorbau befand sich eine Art Vorraum und die Rezeption. Genau der Eingangstür gegenüber stand ein flacher Tisch. Links eine einzige, durchsichtige Glaswand, dunkelblau gefärbt. Dahinter in einem kleinen Raum lagen flauschige, rote Teppiche. In

der Mitte des Aufenthaltsraums stand ein Fernsehgerät, darum im Halbkreis formiert plastikbezogene Sofas und Sessel. Drei, vier Mädchen hielten sich in dem Raum auf. Sie trugen weiße flauschige Frotteemäntel, auf denen Nummern standen.

Meiko Shakushi blickte auf, als Tonka Hamado eintrat. Ein Lächeln lag um ihre Lippen, und ihre dunklen Kirschenaugen schimmern verführerisch.

»Nummer achtundzwanzig, wie immer?« Es klang wie eine Frage, aber die charmante Inhaberin des Badehauses wartete erst gar nicht die Antwort ab. Sie beugte sich nach vorn und sprach in ein kleines, in die Tischplatte eingelassenes Mikrofon.

Hinter der blauen Glaswand tat sich etwas. Eines der dort vor dem Fernsehgerät sitzenden Mädchen erhob sich und schlug lässig den losen Gürtel um die kurze Jacke, die gerade bis zum Gesäß reichte, und kam heraus.

Mitsuku Nosheimo, neunzehn Jahre alt, war klein und ein bißchen üppig. Hamado hatte eine Schwäche für solche Mädchen.

Gemeinsam gingen sie den handtuchschmalen Korridor entlang. Zu beiden Seiten befanden sich hohe schmale, aus senkrechten Brettern zusammengezimmerte Türen. Dahinter lagen die quadratischen Kabinen, jede etwa vier mal vier Meter groß.

Über einigen Türen brannten rote Lichter und machten kenntlich, daß die Kabine dahinter besetzt war.

Mitsuku öffnete Nummer 14 und Tonka Hamado ging hinein.

Handtücher, Seife, Schwämme, Duftwässer und Cremes lagen bereit. Aus einem verborgenen Lautsprecher klang sanft eine vertraute Melodie.

Mitsuku ging auf die Wanne zu und ließ heißes Wasser ein. Alles in dem kleinen quadratischen Raum blitzte vor Sauberkeit und Reinlichkeit.

Um an den Wasserhahn zu kommen, mußte das Bademädchen sich nach vorn beugen. Die Jacke rutschte etwas nach oben, und deutlich war zu sehen, daß sie unter der weichen Frottee-Jacke kein weiteres Kleidungsstück trug.

Still lächelnd näherte sich Mitsuku ihrem Badegast.

Tonka Hamado rührte keinen Finger, als das Mädchen anfing, ihn langsam zu entkleiden.

*

Dr. Lonei Showaka war Mitte Dreißig, trug eine goldgefaßte Brille und machte einen klugen, gebildeten Eindruck; man sah ihm an, daß er weitgereist war.

Showaka betrat das Striptease-Lokal.

Im gleichen Augenblick tauchte Konaki an der Tür auf.

»Doktor Showaka?« fragte er beiläufig.

Der Angesprochene blickte auf. Es war das Beziehungswort, auf das Konaki ihn eingestimmt hatte.

»Ja, der bin ich.« Der Physiker lächelte. Unter einem posthypnotischen Befehl war er hierher gekommen und verfiel sofort wieder in neue Hypnose, als Konaki ihn mit der Frage ansprach.

Wie zwei alte Freunde, die sich lange nicht gesehen hatten, gingen sie zu dem Ecktisch, den Konaki für die Begegnung vorgesehen hatte. Showaka bestellte seinen Drink, unterhielt sich rege mit Konaki und beobachtete dabei interessiert die Show, die vor dem inzwischen größer gewordenen Publikumskreis abrollte.

Anfänglich sprachen sie über alltägliche Dinge, dann fragte Konaki gezielter.

Showaka ahnte nicht, daß er mehr sagte, als er eigentlich wollte. Er sprach von der Holophonie, einer Technik, die in den Laboratorien der Britischen Atomenergie-Behörde in Culham ausgeführt worden war.

»Wir haben mit extrem heißen Deuterium-Gasen gearbeitet«, sagte Showaka mit leiser Stimme, während seine Blicke die nackten, wirbelnden Gestalten auf der Bühne permanent verfolgten. »Bei den Versuchen, die über drei Monate liefen, konnte ich nachweisen, daß das Plasma eine eigentümliche Art von Erinnerung besitzt. In einem Großversuch haben wir daraufhin ein Plasma-Gedächtnis in einen elektronischen Computer eingebaut. Damit wird der Computer nicht nur zum Speicher von Daten, sondern zum Träger eines dem menschlichen Gedächtnis viel näher stehenden Informanten.«

Er erklärte sehr ausführlich, und Konaki war ein aufmerksamer Zuhörer.

»Die Arbeit der Plasma-Masse besteht darin, daß sie mehr kann, als eine Folge elektronischer Impulse auszuführen«, setzte Yasujiro Konaki die Gedanken seines Gesprächspartners fort. »Man könnte demnach nicht nur einzelne Impulse abrufen, sondern mit einem einzigen Impuls eine ganze Impulskette, nicht wahr?«

»Sehr richtig!« Showaka blickte über den Rand seiner Brille hinweg. Es irritierte ihn nicht, daß er mit einem Außenstehenden Probleme erörterte, die eigentlich in dieser Form noch nicht spruchreif waren.

»Aber die Sache mit dem Plasma ist ein zweischneidiges Schwert. Das Erinnerungs- und Speichervermögen dauert doch nur Bruchteile von Sekunden«, führte Konaki weiter aus.

»Das reicht aus. Selbst bei den herkömmlichen Computern. In dieser Zeit können Daten abgerufen oder abgelesen werden.«

Konaki griff nach seinem Glas. Das Gespräch wurde unterbrochen,

weil die Mädchen auf der Bühne eine Show boten, die sich niemand entgehen lassen wollte. Fünf Nackedeis hatten drei andere, westlich gekleidete Mädchen hinter den künstlichen Büschen entdeckt, welche den Hintergrund der Kulisse bildeten. Die Nackedeis machten sich nun einen Spaß daraus, die sich wehrenden und immer wieder zu entkommen versuchenden Mädchen ebenfalls auszuziehen.

Beim Davonrennen verlor die eine den Rock. Über die machten sich die fünf Nackten jetzt her, nachdem die beiden anderen gefesselt waren und vergebens versuchten, die kunstgerecht angelegten Fesseln abzustreifen.

Die fünf nackten Tänzerinnen waren ganz bei der Sache. Sie nahmen sich Zeit, ihrem Opfer die Bluse aufzuknöpfen, dann mit Genuß einen Strumpf nach dem anderen von den Straps zu lösen. Lange schlanke und wohlgeformte Beine wurden von den Nylons befreit.

Die sich noch immer Wehrende lag da in duftiger Unterwäsche.

Dann kam der BH an die Reihe. Nackt schimmerten die kleinen festen Brüste in dem rötlichen Licht der Scheinwerfer. Die Szene war nicht ohne Sex und Erotik. Nun kam der Schlüpfer an die Reihe, und auch die letzte Hülle war nicht mehr zu retten.

Lonei Showaka feixte stillvergnügt vor sich hin, als auch die beiden anderen Mädchen der gleichen Prozedur zum Opfer fielen. Hier hatte sich jedoch der Regisseur etwas Zusätzliches einfallen lassen für eine weitere Steigerung.

Durch die allgemeine erotische Stimmung ringsum und durch die zärtlichen Entkleidungsszene begannen die beiden anderen wie von selbst ihre Textilien abzulegen.

»Wir Männer sind doch aus einem merkwürdigen Holz geschnitzt, was?« meinte Showaka. Mit blitzenden Augen verfolgte er die restliche Entkleidungsszene. »Wir wissen doch genau was drunter ist, und doch sehen wir immer wieder hin.«

Konaki lachte leise. Er ließ Showaka die Darbietung voll auskosten. Es würde die letzte seines Lebens sein.

Vorn auf der Bühne kündigte sich eine kleine Orgie an, langsam wurde das rote Licht schwächer. Nur noch silhouettenhaft waren die gutproportionierten weiblichen Körper auf der Bühne zu sehen. Leises Flüstern und seufzende Laute erfüllten die Luft. Sekundenlang dann tiefe Dunkelheit…

Plötzlich strahlten in gleißender Helle mehrere Scheinwerfer auf. Geblendet schlossen die Anwesenden die Augen. Wer es schaffte, seine Augen schnell an die veränderte Lichtsituation zu gewöhnen, wurde dennoch nicht mit dem belohnt, was manch einer zu sehen erhofft hatte: die Nackten nun bei vollem Licht zu bewundern.

Die Bühne war leer, der Spuk vorbei.

Mit diesem vorläufigen Höhepunkt endete der erste Teil der Darbietung.

Die Lichter wurden schwächer, und angenehmes, tarnendes Halbdunkel hüllte die Anwesenden wieder ein.

In dem Striptease-Lokal gab es insgesamt fünfzehn Tänzerinnen. Mit den Barmädchen und Serviererinnen erhöhte sich die Zahl der weiblichen Angestellten dieses Vergnügungsetablissements auf insgesamt zweiundzwanzig.

Gesten und Zurufe von seiten der Gäste erfolgten prompt. Manch einer wollte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, mit einem der Mädchen ein Glas zu trinken oder Zärtlichkeiten auszutauschen, was ohne weiteres möglich war, wenn der Drink dementsprechend teuer bezahlt wurde.

Auch Dr. Lonei Showaka blickte aufgeregt zur Bar und winkte einem Mädchen, das eine besonderes Antenne für Interessantes zu haben schien.

Sie rutschte langsam vom Barhocker und kam mit aufregendem Gang an den Ecktisch.

»Zwei oder eine?« fragte sie leise, und ihre Augen musterten die beiden Männer vielversprechend.

Konaki schüttelte den Kopf. Damit wußte Seisiko Bescheid. Sie nahm auf Showakas Schoß Platz, schmuste mit ihm, und Showaka fragte nach ihren Wünschen.

Es wäre Konaki ein leichtes gewesen, noch vor der Reaktion seines Partners durch hypnotischen Auftrag den Lauf der Dinge zu beeinflussen, aber schließlich war es egal, ob Showaka zwanzig Minuten lang weibliche Nähe genoß oder nicht. Das änderte nichts an seinen, Konakis, Plänen.

Die Zeit verging wie im Flug. Seisiko sprach mit Showaka ein Treffen in der zweiten Pause und auch danach ab, und Konaki registrierte, daß sich unter Umständen hier ein Rendezvous für das Ende der Vorstellung abzeichnete.

Mit glänzenden Augen blicke Lonei Showaka der schlanken Seisiko nach. Unter dem kleingemusterten, dunkelblauen Seidenstoff ihres Kleides zeichnete sich jede Bewegung ihres trainierten attraktiven Körpers ab.

Es fiel Konaki nicht schwer, das Gespräch wieder in die Richtung zu bringen, die ihm angenehm war und Showaka das soeben Erlebte vergessen zu lassen.

Yasujiro Konaki führte die Dinge weiter aus, die ihn interessierten, und auf die er eine Antwort Showakas erwartete.

»Mit dem Plasmagedächtnis entfällt jener bestimmte Punkt im Speicherwerk des Computers, der von Fachleuten die Adresse genannt wird«, antwortete Showaka auf eine diesbezügliche Bemerkung

Konakis. »Dieser Punkt braucht dann nicht mehr von der Maschine erst aufgesucht zu werden. Wir sprachen vorhin von Holophonie. Die Maschine hat ein holophonisches Gedächtnis, in Verbindung mit dem Plasma, und so genügt es, nur einen Impuls zu geben.«

»Aber dies alles bleibt Stümperwerk«, entgegnete Konaki. »Perfekt allein ist das menschliche Gehirn. Das Hirn müßte mit dem Computer eine Ehe eingehen – mit diesem Wissen und mit dieser Macht könnte man die Welt beherrschen. Man bekäme hundertprozentige Rezepte fürs Leben und die Waffe zur Besiegung des Todes in die Hände. Konzentrierter Geist…« Konakis Augen glänzten wie im Fieber.

»Das Hirn und der Computer! Dazu wird es nie kommen!«

»Die chirurgischen Voraussetzungen wären geschaffen. Mit den heutigen Mitteln, Doktor Showaka!«

»Eine Gehirntransplantation in den Computer: eine erregende Vorstellung! Sicher chirurgisch zu lösen. Aber wie furchtbar für den Betroffenen! Er lebt, sein Gehirn lebt, aber sein Körper ist tot! Was muß ein solcher Mensch durchmachen, sein Ego…«

Konaki fiel ihm ins Wort. »Es gibt kein Ego mehr. Nur das Gehirn selbst als Träger eines Gedächtnisses, kombiniert mit der Schnelligkeit der Elektronik. Die perfekte Kombination!«

Showaka schüttelte sich. Der Gedanke an eine solch makabre Möglichkeit ließ ihn blaß werden, und er griff schnell nach seinem Glas, als müsse er den faden Geschmack, den er plötzlich im Mund hatte, hinabspülen.

»Das läßt sich nie ausführen! Man kann die Erinnerung an das Ich nicht löschen, wenn das Hirn voll funktionsfähig bleiben soll. Und wo wollen Sie ein solches Hirn hernehmen? Von einem Sterbenden? Das ist nicht möglich! Solange das Hirn meßbare Werte liefert, ist auch ein Sterbender nicht tot. Das Hirn ist ein ganz besonderes Organ, anders als Herz und Leber, Niere oder Lunge. Erst wenn das Hirn stirbt, dürfen Organe entnommen werden. Was aber nützt ein totes Organ?«

»Muß man sich denn an die bestehenden Gesetze halten? Kann man nicht seine eigenen Gesetze machen?« Wie eine Drohung klangen die Worte aus Konakis Mund.

Showaka sah ihn entgeistert an. Er wollte schon etwas sagen, doch im gleichen Augenblick machte Konaki eine Bemerkung.

Schweißtropfen perlten auf der Stirn des unheimlichen Chirurgen, als er erkannte, daß die Begeisterung ihn hatte Dinge sagen lassen, die er besser für sich behalten hätte.

Showakas Interesse erlahmte. Ein kurzes Wort des Mannes, unter dessen geistigem Zwang er stand, und schon wußte er nichts mehr von der Überraschung, welche die Bemerkung bei ihm ausgelöst hatte.

Konaki hielt es für an der Zeit, Showaka den neuen und letzten posthypnotischen Befehl zu geben.

»Ich werde mich jetzt von Ihnen verabschieden«, sagte er leise, aber bestimmt, und seine Augen bannten den Blick seines Gegenüber. »Sie werden sich nicht an das erinnern, worüber wir miteinander sprachen. Sie werden sich auch nicht an mich erinnern. Ich bin ein Fremder für Sie gewesen, der zufällig mit Ihnen am gleichen Tisch gesessen hat. Sie werden mit Seisiko, wenn Sie sie nachher wiedersehen, kein Wort über mich sprechen. Morgen abend mit Einbruch der Dunkelheit werden Sie ein Taxi zu Ihrer Wohnung rufen und sich zu 'Mishius Hafenkneipe' fahren lassen. Sie gehen auf die Eingangstür zu, besinnen sich aber dann anders und machen einen Spaziergang zu den Kaianlagen hinunter. Am Toyosu Pier werden Sie einen Mann treffen. Wiederholen Sie bitte!«

»Sie werden sich jetzt von mir verabschieden. Ich werde mich an nichts erinnern, worüber wir miteinander gesprochen haben.« Showaka redete leise und monoton und wiederholte wortwörtlich das, was Konaki gesagt hatte.

Es war wenige Minuten nach elf, als Konaki das Striptease-Lokal verließ und zu dem kleinen Parkplatz ging, wo der Toyota stand.

Der fette Japaner mit den gefährlichen Augen war nicht verwundert, als, wie durch Geisterhand geöffnet, die linke Hintertür aufging.

Tonka Hamado saß bereits am Steuer und war auf die Ankunft seines Herrn vorbereitet.

»Wie war's?« fragte Konaki knapp, während er seinen übergewichtigen Leib in die Polster fallen ließ.

»Gut wie immer. Nach einer Massage bei Mitsuku fühle ich mich immer wie neugeboren.«

Hamado grinste. Er war fast anderthalb Stunden im Badehaus gewesen. Er fühlte sich seltsam entspannt und benommen zugleich.

Es war ein schönes und immer wieder erstrebenswertes Erlebnis. Doch dies alles war nichts zu dem, was er in Konakis Paradies erleben durfte.

Tonka Hamado steuerte den Wagen seines Herrn an die Peripherie der Stadt. Dort lebte Konaki in einem kleinen, von außen bescheiden aussehenden Haus im Stadtteil Koto-Ku.

Vor Jahren noch hätte man Konaki eine steile Karriere als Chirurg prophezeit. In den Krankenhäusern, in denen er gearbeitet hatte, waren sein Geschick, sein Einfühlungsvermögen und sein Wissen stets beachtet, bewundert und gelobt worden. Doch mit jedem Vorgesetzten hatte es Schwierigkeiten gegeben, und die Tatsache, daß Konaki durch Fahrlässigkeit und Nachlässigkeit – manche behaupteten, er wäre betrunken gewesen –, ein Menschenleben aufs Spiel gesetzt, hatte für seine Ächtung gesorgt.

Konaki hatte sich zurückgezogen. In dem kleinen Haus seiner

Eltern, das er nach deren Tod ganz übernommen hatte, war genügend Platz für ihn. Man munkelte, daß der Arzt von privaten Patienten lebe, die sich trotz der bekanntgewordenen Vorwürfe seinem Skalpell anvertrauten. Seine Anhänger wiederum munkelten, daß es noch keinen Chirurgen in Japan gegeben habe, der so begnadete Hände und ein solch enormes Wissen gehabt hätte.

Yasujiro Konaki ging in sein Haus, Hamado stellte den Toyota unter und lief dann die Straße entlang, nachdem er sich von Konaki mit einer Verbeugung verabschiedet hatte.

Nur rund hundert Meter von der Straßenecke entfernt befand sich die Bushaltestelle. Dort fuhr eine Viertelstunde später ein Bus. Als einziger Gast fuhr Tonka Hamado mit.

*

Der Keller war eine Mischung zwischen Labor und Tempel, der einer düsteren Gottheit geweiht war. Eine Wandseite wurde eingenommen von einem bis zur Erde reichenden Vorhang.

Mitten im Keller stand ein runder Plastiktisch mit mehreren Fächern. Blitzende Instrumente lagen darin. Dem runden Tisch schloß sich ein langer, breiter an. Ein Operationstisch.

An der linken Wandseite, unmittelbar neben dem grünen Vorhang, befand sich eine Regalwand, in der zahlreiche elektrische Geräte standen.

An einer Kontrolltafel inspizierte Konaki die verschiedenfarbigen Lämpchen und die Meßwerte. Ein leises Knurren aus seiner Kehle schien so etwas wie Zustimmung und Zufriedenheit mit dem Stand der Dinge auszudrücken.

Yasujiro Konaki legte seinen rechten nervigen Zeigefinger auf die hinterste Taste einer ganzen Tastenreihe.

Lautlos glitt der Vorhang zurück.

Dahinter verborgen befand sich ein die ganze Wandseite einnehmendes Elektronengehirn. So jedenfalls sah es auf den ersten Blick aus.

Es wirkte wie eine riesige Tafel mit Lichtbändern. Hinter einer Glasscheibe waren die Tonbandspulen zu erkennen, die sich ruckartig weiterbewegten.

Aber es gab einiges in dieser Wand, was diesen Computer von einem normalen Elektronengehirn unterschied.

Im Abstand von jeweils dreißig Zentimetern waren kleine quadratische Nischen in die Wand gebaut. Die Nischen waren mit einer bernsteingelben Glasscheibe abgeschirmt. Dahinter erkannte man die birnenförmigen Behälter, in denen Teile eines Hirns schwammen.

Es waren insgesamt siebenundzwanzig. Das bedeutete bei einer Opferung pro Monat, daß dieser vom Wahn und einer unheimlichen Idee besessene Mensch vor siebenundzwanzig Monaten begonnen hatte, seine Hirnsammlung anzulegen!

Die grauen Hirnteile schwammen in einer trüben Nährflüssigkeit und sahen aus wie schmutzige Schwämme.

In die Hirnrinden führten Elektroden in verschiedenen Farben. Die Kabel hierzu waren irgendwo mit der Elektronik dieses ungeheuerlichen Apparates, der eine Mischung zwischen einem Organ und einer Maschine darstellte, verbunden.

Aber nicht nur die einzelnen Hirne waren mit der riesigen Elektronik verbunden, sondern die Gehirne untereinander standen über elektrische Kontakte ebenfalls in Verbindung.

Ein unheimliches und gefährliches Lächeln umspielte die Lippen des Chirurgen. Er sah sich nicht als Verbrecher, er sah sich als Retter!

Diese Hirne wären den Weg allen Fleisches gegangen, hätte er nicht rechtzeitig eingegriffen und sie konserviert und lebendig erhalten!

Diese Hirne erinnerten sich nicht mehr an die Persönlichkeit, die sie mal als Menschen dargestellt hatten.

Aus dem Kleinhirn hatte Konaki die Zellen entnommen, die maßgeblich für die Entwicklung des Geistes waren, die Informationen über eine Sache oder ein Produkt oder ein Wissensgebiet enthielten.

Aber nicht nur durch Wissen und chirurgisches Können war Konaki diese unheimliche Menschen-Maschine gelungen. Er hatte anfangen müssen, das Leben als solches in Frage zu stellen und sich Praktiken und Mächten zu verschreiben, die seit Anbeginn das Leben der Menschen im Guten wie im Bösen beeinflußten.

Die unsichtbare Welt der geheimen Mächte und tiefgreifenden Kräfte war heute noch genauso existent wie vor hundert, tausend oder zehntausend Jahren.

Der Beweis, daß es sie noch gab, war dieses Labor, war dieser Tempel, der ihnen geweiht war.

Aber wieviel Hirne mußte Konaki noch sezieren, wieviel Menschen suchen, deren Geist würdig war, für eine Ewigkeit erhalten zu bleiben? Er hatte damit angefangen, weil er hoffte, dem Geheimnis des Daseins auf die Spur zu kommen und ihm mit Hilfe dieser Menschenmaschine Wissen und Nachrichten übermittelt wurden.

Wissen bedeutete Macht. Und wer die Macht hatte, beherrschte die Menschen und die Welt. Aber wenn man diese Macht erst mal errungen hatte, wollte man sie sich auch erhalten.

Was nützte alles Streben nach Macht, wenn er sie eines Tages wieder abgeben mußte. Durch den Tod.

Mit der Entwicklung dieses Computers, dessen Arbeit durch das

Denken der mit Problemen vollgestopften Hirne bestimmt wurde, verfolgte er einen zweiten Zweck.

Er wollte seinen Tod verhindern!

Das war möglich. Die alten, geheimen Schriften offenbarten dies. Doch die Sache hatte einen Haken: als er anfing, hatte er seinen Tod dämonischen Kräften versprochen. Er war eine Art Dr. Faust des 2. Jahrtausends dieser Zeitrechnung. Es war ihm bis zur Stunde nicht gelungen, dahinterzukommen, warum er sterben mußte, wenn er doch – sowohl für seinen eigenen Vorteil und auch für die pflichtbewußte Erfüllung der Forderung seiner Helfershelfer alles tat, was in seiner Macht stand. Er hatte sich selbst aufgegeben. Er ehrte und schützte fremdes Leben nicht mehr. Andere Menschen waren zum Spielball in seinen Händen geworden.

Nicht jeder war bereit, diesen Preis zu zahlen. Man mußte eiskalt sein, im wahrsten Sinn des Wortes über Leichen gehen und durfte nicht den Bruchteil eines Augenblicks sich die Schwäche eines menschlichen Gefühls leisten.

Die Angst vor dem Tod überfiel ihn wieder wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

Yasujiro Konaki wirkte bleich und zerfahren, kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn und seine Hände fingen an zu zittern.

Der Chirurg wandte den Kopf und drehte der unheimlichen, bis zur Decke reichenden Apparatur den Rücken zu. Dann ging er mit schleppenden Schritten auf die lange Wand rechts neben dem Vorhang zu.

Hier befand sich der Bezirk der Götzen und Dämonengestalten, die er mit eigener Hand nach alten Vorlagen und nach Zeugenaussagen längst verfaulter Menschen angefertigt und mit den magischen Formeln und den okkulten Riten zu seinen Mitwissern und Verbündeten gemacht hatte.

Aus Erde, dem Rest der Hirnmasse der Getöteten und deren Blut waren die unheimlich auf den Betrachter wirkenden Statuen geformt worden.

Wie die Hirne in den Nischen, so standen auch die Dämonenfiguren in dunklen Ecken, die eine Höhe von etwa vierzig und eine Breite von etwa zwanzig Zentimetern hatten.

Jeweils links neben ihnen stand eine Kerze. Jede war ein Einzelstück, selbst gezogen. Schwarzes Wachs. Das untere Fünftel jeder Kerze war hohl. Darin befanden sich etwa zehn Kubikzentimeter Blut, das von der umschließenden Wachsschicht luftdicht abgeschlossen wurde.

Mit diesem Blut waren fremdartige Kräuter und selbstgefertigte Chemikalien vermischt worden, wie sie teilweise in den alchimistischen Küchen des Mittelalters Verwendung gefunden hatten.

Jede dieser merkwürdigen Gottheiten hatte ihren Namen.

Einer hieß »Sod«, der andere »Parot«, der dritte »Antar«. Und jeder sah anders aus. Das erschreckende und abstoßende Äußere aber war ihnen allen gleich.

In den aufgedunsenen, wie ausgetrocknetem Morast wirkenden Körpern befand sich in Herzhöhe ein kleines Loch. Um dieses Loch herum sah man deutlich erkennbar dunkle, verkrustete Flecken und Spuren, die vermutlich von einer vertrockneten, ursprünglich klebrigen Flüssigkeit herrührten.

Es war das Blut der Opfer, das Yasujiro Konaki gleichmäßig unter die dämonischen Götzenbilder verteilte.

Und es war ein Geheimnis, wie dieses Blut von den unsichtbaren Mächten, denen er diente, entgegengenommen wurde. Es war ein Geheimnis auch für ihn, der sich diesen magischen, okkulten und äußerst gefährlichen Dingen verschrieben hatte.

Fest stand, daß das poröse Material das Blut wie ein Schwamm aufsaugte. Er konnte gerade soviel einfüllen, daß ein kleiner Rest innerhalb des Lochs stehenblieb. Nach genau dreißig Tagen hatte die Figur das Opferblut verbraucht. Die Götzen hatten Ähnlichkeit mit dem furchtbaren Gott der Mayas. Huitzilopochtli, dem Herz und Blut gefangener Gegner geopfert worden waren.

Mit ihren breit aufgeworfenen Lippen, den bizarren Körpern, den schlangengleichen Armen und den drachenähnlichen Köpfen bargen sie eine Art von Leben, die sich ein Mensch, der nie von diesen Dingen gehört hat, gar nicht vorstellen kann.

In den Gestalten verbrauchte sich das Blut. Es blieb nichts übrig, was sich zersetzen und verwesen konnte.

Hätte Konaki davon zu anderen gesprochen, man würde ihn für verrückt halten und auf der Stelle in eine Nervenheilanstalt einweisen. In den Augen der Welt war er nichts anderes als ein blutrünstiger wahnsinniger Mörder, vor dem die Gesellschaft geschützt werden mußte.

Konaki ging an der Reihe der Götzen vorbei und starrte jeden eine Sekunde lang an, als müsse er ihn überprüfen.

Auf diese Weise näherte er sich dem Durchlaß in einen anderen Bezirk des Kellers. Der Boden ging etwas bergab, der Weg führte durch ein Gewölbe. Der Eingang zum zweiten Keller, der etwa ein halbes Stockwerk unterhalb des Tempel-Labors lag, befand sich hinter dem dunklen, unbeleuchteten Durchlaß.

Konakis Hand tastete nach dem Schalter, aber der Chirurg kam nicht mehr dazu, die Bewegung auszuführen.

Aus der Nische hinter dem Durchlaß löste sich ein Schatten.

»Guten Abend, Doktor Konaki«, zischte eine Stimme.

Yasujiro Konaki zuckte zusammen. Er wollte sich instinktiv zur

Seite werfen, doch da sah er das Messer in der Hand des seltsamen Gastes.

Konaki wich zurück. Der andere stand ihm auf Tuchfühlung gegenüber, das Messer schräg von unten vor seinen Leib haltend.

»Was tun Sie in meinem Haus?. Wie kommen Sie hierher? Wer hat Sie hereingelassen?« schnaufte Konaki.

»Das sind drei Fragen auf einmal, und die kann kein Mensch in einem Atemzug beantworten.« Der junge Mann war Anfang zwanzig. Er machte einen nervösen Eindruck, obwohl er sich alle Mühe gab, dies zu verbergen.

Konaki wich in den gut beleuchteten Laborraum zurück.

Hier hatte er Gelegenheit, sein Gegenüber ins Auge zu fassen und zu mustern.

Der Mann hatte getrunken, seine Augen waren wäßrig. Er hatte Ähnlichkeit mit Yomo Tanowuki dem Religionsführer, den Konaki vor fünf Monaten hier im Labor operiert und dessen Hirn er entnommen und in den Computer eingepflanzt hatte. Yomo Tanowukis Gedächtnis und Wissen konnte wissenschaftliche und philosophische Studien bereichern und von einer Sicht beleuchten, das dem Gedankengut der Denker in dem Computer nur von Nutzen sein konnte.

Yasujiro Konaki hatte kein Interesse daran, die Situation lange so aufrecht zu erhalten, daß unter Umständen noch eine Gefahr daraus für ihn entstand.

Der auf unbekannte Weise ins Haus eingedrungene junge Besucher ahnte nicht, daß er sich in dem Augenblick in Gefahr begeben hatte, als er sich entschloß, Konaki unter die Augen zu treten. Der Eindringling befand sich in der Höhle des Löwen, und es war ihm nicht bekannt, mit welcher Waffe ihm Konaki gegenübertrat.

Hishan Tanowuki merkte nicht, wie das Blatt sich wendete.

»Das Messer in Ihrer Hand wird schwerer. Sie können es kaum noch halten…« Konakis Stimme klang ruhig und monoton. Seine Augen bannten den Blick des jungen Mannes.

Und Hishan Tanowuki ließ das Messer in seiner Hechten langsam sinken.

»Sie sind gekommen, um mit mir zu sprechen«, fuhr Yasujiro Konaki fort. »Sie werden mir jetzt alles erzählen. Wie Sie hierher gekommen sind und weshalb und vor allem, ob Sie jemand geschickt hat. Ach so, das Messer! Ich weiß. Es wird Ihnen zu schwer.«

Hishan Tanowukis Hand hielt das Messer, als hinge ein Zentnergewicht daran. Er mußte sich auf die Seite beugen.

Schon war Konaki neben ihm und nahm das Messer aus den Fingern des hypnotisierten jungen Mannes.

»Nehmen Sie auf der Liege Platz«, forderte Konaki Tanowuki auf.

Der folgte. Mit roboterhaften Bewegungen steuerte er auf den

Operationstisch zu, den Yasujiro Konaki ihm gezeigt hatte.

Steif wie ein Roboter hockte er da und wartete auf weitere Anweisungen.

»Wer sind Sie?« Konaki zog sich einen der mit weißem Plastikstoff überzogenen Sitze heran und nahm Platz.

»Ich heiße Hishan Tanowuki.«

»Wie kommen Sie in mein Haus? Und warum?«

»Ich spiele seit Wochen mit dem Gedanken, Sie zu sprechen. Die Tatsache, daß Yomo, mein Bruder, noch kurz vorher mit Ihnen gesprochen hat, bevor er spurlos verschwand, hat mich neugierig werden lassen. Durch einen guten Freund hat Yomo Ihren Namen und Ihre Adresse erfahren. Er litt seit Monaten unter Kopfschmerzen. Untersuchungen hatten ergeben, daß jedoch die Befürchtung, er hätte vielleicht einen Tumor, nicht begründet war. Eines Tages erzählte er mir, daß er sich mit Ihnen in Verbindung setzen wollte. Ich bin nur ein einfacher Mann und bewunderte meinen klugen und gebildeten Bruder, schon als ich ein kleiner Junge war. Er wußte viel mehr als ich. Ich konnte mit jeder Frage zu ihm kommen, und er konnte sie mir beantworten. Aber diesmal, so fühlte ich, machte er einen Fehler. Ich kannte die Geschichte, die durch alle Zeitungen gegangen war. Ich wußte, weshalb man Ihnen in keinem Krankenhaus mehr einen Aufgabenbereich übertrug. Ich hatte kein gutes Gefühl. Eines Tages sagte Yomo mir, daß er für einige Zeit verreisen müsse. Das kam mir merkwürdig vor. Er sagte nicht, wohin. Als er nach acht Wochen nicht zurück war, suchte man ihn. Man hat ihn nie gefunden! Von Anfang an hatte ich den Verdacht, daß Yomo den größten Fehler seines Lebens gemacht hat, als er sich entschloß, mit Ihnen in Verbindung zu treten.«

Das stimmte. Konaki lächelte eisig.

Er war es gewesen, der lange Wochen vorher Yomo Tanowuki als Opfer auserwählt und schon vorbereitet hatte. Die Kopfschmerzen waren auf posthypnotischen Befehl immer zum gleichen Zeitpunkt aufgetreten und jedesmal schlimmer geworden.

»Die Reise, die Yomo mir ankündigte, kam mir seltsam vor. Ich hatte ihn in Verdacht, daß er heimlich zu Ihnen gegangen war. Aber darüber konnte ich mit niemand sprechen. Ich ließ mich von meinem Gefühl leiten. Aber ich brauchte einen Beweis. So entschloß ich mich, in Ihr Haus einzudringen und nachzuforschen, ob Yomo sich vielleicht einer Operation unterzogen hatte und dabei – ob gewollt oder ungewollt – Ihrem Skalpell zum Opfer fiel! Wenn Sie nicht zu Hause waren, nahm ich Wachsabdrücke der Türen und ließ mir in der City einen Nachschlüssel anfertigen. Heute abend nun, als ich Sie wegfahren sah, entschloß ich mich, in das Haus einzudringen. Aber vom Gedanken bis zur Ausführung ist doch immer noch ein langer

Weg. Ich lief über eine Stunde lang ziellos und unruhig draußen herum. Dann betrat ich das Haus. Ich fand das Labor. Ich habe die Gehirne in den Behältern gesehen. Ich bin auf dem richtigen Weg: Sie machen Experimente mit Menschen! Ich fand leider nicht die Zeit nach vermutlichen Aufzeichnungen zu suchen. Ich hörte Sie kommen. Ich hatte zuviel Zeit verloren. Schnell versteckte ich mich in einer Nische hinter dem Durchlaß. Eigentlich hatte ich vor, dort abzuwarten, bis die Luft rein war und ich fliehen konnte. Doch dann standen Sie direkt vor mir. Es blieb mir nichts anderes übrig, als Ihnen entgegenzutreten, um einer Entdeckung vorzubeugen.«

Er sprach wie ein Berichterstatter von den Dingen, als gingen sie ihn persönlich nichts an.

»Weiß jemand, daß Sie hier sind?« fragte Konaki.

»Nein.«

»Ich könnte Sie jetzt wegschicken – und Sie würden sich nie in Ihrem Leben daran erinnern, ob Sie je hier gewesen sind oder nicht.« Yasujiro Konaki erhob sich vom Sessel und ging auf den Hypnotisierten zu. Die Zornader auf der Stirn des Chirurgen war angeschwollen. »Sie haben die Frechheit besessen, in mein Haus einzudringen. Das wird Ihnen für alle Zeiten eine Lehre sein. Wenn ich Ihnen jetzt über Ihre Augen streiche werden Sie sich an alles erinnern können, was wir gesprochen haben. Im Augenblick jedoch wird Ihr Körper völlig bewegungsunfähig sein. Sie werden auf dem Operationstisch sitzen und nicht in der Lage sein aufzustehen. Und alles, was ich Ihnen sage und zeige, wird Sie mit panischem Entsetzen erfüllen. Es gibt für Sie kein Entrinnen! Sie sind freiwillig hierhergekommen um mich zu hintergehen. Sie werden hier bleiben! Für die restliche Zeit Ihres Lebens! Als ein anderer.«

Er trat einen Schritt vor und strich mit der Innenfläche der rechten Hand über Hishan Tanowukis Augen.

Der Blick des jungen Mannes veränderte sich. Angst zeigte sich darin. Und das Erkennen und Wissen, daß es keinen Ausweg mehr für ihn gab.

Er versuchte, vom Tisch herunterzuspringen. Doch wie angewachsen klebte er darauf.

Er konnte kein Glied rühren.

»Was haben Sie mit mir gemacht?« kam es gepreßt über die Lippen Tanowukis. Wie eine Statue wirkte sein Körper, und nur die Muskeln seines Gesichtes waren beweglich.

Konaki antwortete nicht. Er ging auf das Regal neben dem kombinierten Hirn-Elektronik Computer zu und ließ den Vorhang lautlos vorgleiten.

Ohne sich umzuwenden, sagte der Chirurg: »Sie werden jetzt Ihre Kollegen kennenlernen. Herr Tanowuki. Wenn Sie vielleicht eine

Stunde früher in dieses Haus gekommen wären, läßt sich nicht ausschließen, daß Sie auch die Unterkunft meiner Freunde ausfindig gemacht hätten. Ich werde sie rufen.« Mit diesen Worten drückte Konaki auf eine Taste.

Ein Kontrollämpchen flammte auf. Das war das einzige, was zunächst geschah.

Dann war ein Geräusch zu hören. Eine Tür klappte.

Tanowukis Augen bewegten sich in die Richtung, aus der das Geräusch kam. Den Kopf konnte er nicht drehen.

In der Dunkelheit tauchten Gestalten auf. Drei, vier, fünf!

Hishan Tanowukis Atem stockte, als sie aus der Dämmerung ins Licht traten.

Keiner von ihnen hatte einen Kopf!

Zwischen ihren Schultern befand sich eine etwas mehr als faustgroße, helle Kapsel mit den flimmernden, durchwirkten Fäden.

Konaki lachte, als er den entsetzten, ungläubigen Blick Tanowukis sah.

»Hier brauchen sie keine Köpfe! Das ist ihre wirkliche Gestalt!« Der teuflische Chirurg weidete sich an der Angst seines Opfers. Konakis Augen flackerten in wildem Feuer. Nackter Wahnsinn und dämonische Besessenheit spiegelte sich in ihnen. »In der Kapsel ist das Wichtigste aus Groß- und Kleinhirn komprimiert. Die Motorik ist erhalten geblieben, der Tastsinn, ein Teil des Gedächtnisses. Aber damit hat es sich auch schon. Sie brauchen keine Sprache, und es ist auch nicht nötig, daß sie sehen und hören. Das heißt, hören können sie. Sie registrieren jedes Geräusch und jedes Hindernis, dem sie begegnen. Es ist mir gelungen, das wichtigste Organ, über das eine Fledermaus verfügt, mit der grauen menschlichen Hirnmasse zu kombinieren. Und dies vor allen Dingen auch voll wirksam zu erhalten! Das Gewebe wurde nur anfangs bei den ersten Exemplaren abgestoßen. So, wie sie jetzt sind, stellen sie alle perfekte Sklaven dar. Sie benötigen kein vollwertiges Hirn, es wäre nur unnötiger Ballast für sie.«

Ungläubig starrte Tanowuki auf den unheimlichen Sprecher, der sich in der Rolle, die er spielte, äußerst wohl zu fühlen schien.

»Sie können sich in dieser Gestalt, mit dem Rest des Hirns, den ich ihnen gelassen habe, sogar unter Menschen bewegen. Mit einem Kopf, der aus biosynthetischem Material besteht und dessen Muskeln durch die Hirnströme betätigt werden, ist das kein Problem. Hinzu kommt, daß die oberste Hautschicht echte Menschenhaut ist und die Täuschung dadurch wirklich vollkommen gelingt. Ein Meisterwerk, nicht wahr?« fragte er spöttisch.

Die fünf Monster mit den Hirnkapseln stellten sich wie die Glieder einer Kette nebeneinander auf.

»Sie brauchen nicht mal mehr etwas zu essen. Was für eine

Erleichterung, finden Sie nicht auch?« fuhr Konaki fort. »Eine Spritze am Tag genügt, um sie mit allen wichtigen Nährstoffen zu versorgen, welche für die Erhaltung ihres Körpers und vor allen Dingen ihres Hirns notwendig sind. Daß sich in dem Präparat ein Medikament befindet, das die Reaktionsempfindlichkeit auf Ultraschall erhält und speziell auf jenes tierische Organ wirkt, versteht sich fast von selbst. Aber das haben Sie sich sicher schon gedacht, nicht wahr?« Konaki sprach zu Tanowuki wie zu einem Studenten.

»Warum?« kam es wie ein Hauch über die Lippen des starren jungen Japaners. »Warum haben Sie das alles getan? Und die Hirne dieser Menschen sind dort – in der Maschine?« Er stotterte, als er sprach.

»Sie sind nicht in der Maschine. Sie sind Teil jener Statuen, die in den Nischen Ihnen gegenüber stehen. Dadurch lebt auch die Materie, denn Grundstein allen Lebens ist das Plasma. Und gerade das Hirn, das geheimnisvollste und komplizierteste aller Organe, vermag manches, wovon sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt, weil wir gar nicht den Versuch machen, es bis in den letzten Winkel zu analysieren und zu erforschen. Den meisten fehlt der Mut und vor allem der Geist, Großes zu vollbringen. Und das Warum ist am einfachsten zu beantworten, lieber Herr Tanowuki«, fügte Konaki mit öliger Stimme hinzu. »Nur wenn sie keinen eigenen Willen haben, funktionieren sie hundertprozentig! Wie Maschinen. Sie sind beweglicher. Yamahoki war Rennfahrer. Aber er wäre nie zu einer Bestleistung fähig gewesen, wenn er Angst und Berechnung gekannt hätte. Vor einem halben Jahr lag er hier auf meinem Operationstisch, vor einem Vierteljahr hat er den Grand Prix nach Japan geholt. Nicht der Besitz unserer Freiheit und die Weite unserer geistigen Möglichkeiten macht uns wirklich glücklich, sondern die Bedürfnislosigkeit. Wir verlieren zuviel Kraft durch Streit und unnötige Komplikationen. Meine Freunde kennen diese Gefühle nicht mehr. Sie wissen, daß sie leben und sich für mich einsetzen können, das genügt ihnen. Sie sind glücklich. Und dieses Glück möchte ich Ihnen ebenfalls gönnen. Sie waren so freundlich, mich zu besuchen. Ich werde mich Ihrer Person gern annehmen.«

Hishan Tanowukis Augen wurden groß, und nackte Angst spiegelte sich in ihnen.

»So haben Sie also auch Yomo getötet«, preßte er zitternd zwischen den Zähnen hervor.

»Yomo Tanowuki wurde eine größere Aufgabe zuteil. Er ist Teil jener Maschine. Er hat gar keine Erinnerung mehr an sich selbst und besitzt auch keinen Körper mehr. Sein Gedächtnis und seine Kenntnisse und das Bewußtseinszentrum, das es ihm ermöglicht, Gedanken zu koordinieren und neue zu formen und zu verfolgen, dies

alles ist von ihm erhalten.«

Hishan Tanowukis Augen bewegten sich wild hin und her.

»Monstermacher«, stieß er fiebernd hervor. »Sie sind ein Monstermacher, ein Ungeheuer, eine Bestie! Lassen Sie mich los!«

Die Stimme des jungen Japaners hallte schaurig durch den Keller und verlor sich in dem düsteren Gewölbegang, der zur Unterkunft der Monster führte und verebbte.

Die fünf Gestalten bewegten unruhig den Oberkörper und drehten die Schultern so, daß die hellen Kapseln, in denen ihre Hirne eingeschlossen waren, genau Richtung Hishan Tanowuki zeigten.

»Ich will nicht so werden! Lassen Sie mich los!«

»Aber bitte!« Yasujiro Konaki breitete die Arme aus und drehte die Handflächen nach außen. »Kein Mensch hält Sie! Sie brauchen nur aufzustehen und zu gehen. Sie besitzen doch sogar einen Nachschlüssel und können sich selbst die Tür öffnen!«

Was für eine Qual! Was für ein Mensch! War dieser Mann, der jetzt ungerührt seinen weißen Kittel anlegte, überhaupt noch ein Mensch?

Yasujiro Konaki näherte sich wortlos dem runden Instrumententisch, öffnete eine flache Schublade und entnahm dieser eine bereits vorbereitete Einmalspritze.

Der Chirurg näherte sich Tanowuki. Die Spritze in seiner Hand wirkte auf den jungen, zur Bewegungslosigkeit verdammten Japaner wie eine Bedrohung.

»Lassen Sie mich leben!« flehte Tanowuki. Seine Stimme überschlug sich. Sie wurde schrill.

»Aber natürlich, mein Lieber. Vom Sterben hat kein Mensch gesprochen. Ich werde Sie nur ein bißchen verändern.«

Der Chirurg verabreichte ihm die Injektion. Die Wirkung trat schon wenige Sekunden später ein.

Zwanzig Minuten später begann er die unverhoffte Operation. Mit der Knochensäge vollführte er einen sauberen Schnitt rund um den Schädel und hob die Schädeldecke des Narkotisierten dann wie den Deckel zu einer Schüssel ab. Vor Konaki lag das freie Hirn, grau und von zahllosen Adern durchzogen.

*

Am frühen Nachmittag inspizierte er den Frischoperierten. Auch Hishan Tanowuki trug nun eine helle Kapsel an der Stelle, wo sich vor zwölf Stunden noch sein Hals befunden hatte. Das Stammhirn, das aus dem Rückenmark wuchs, war noch von der Plastikkapsel umhüllt und mit der jetzt noch etwa faustgroßen Hirnmasse verbunden, die der unheimliche Chirurg aus verschiedenen Hirnbezirken und Zellen zusammengesetzt hatte.

Die mehr als fünfstündige Operation war mit modernsten medizinischen Geräten und Instrumenten durchgeführt worden. Selbst ein Lasergerät stand Konaki zur Verfügung. Damit waren die Zellen verschweißt worden.

Die wertvollen modernen Instrumente kosteten viel Geld. Konaki hatte dafür nicht einen einzigen Yen bezahlt. Seine guten Verbindungen zum Taykushi-Konzern, und insbesondere zu Generaldirektor Hideo Suuki, machten dies möglich.

Es war ein Tag wie jeder andere. Und doch unterschied er sich in einem von den neunundzwanzig davor. Heute war Opfertag. Die bizarren, blutdürstigen Götzen verlangten ihr Recht.

Und Konaki, selbst Herr über Sklaven, war ein Sklave finsterer Mächte, die er sich dienstbar gemacht.

Wie in siebenundzwanzig Fällen zuvor, so klappte auch heute abend alles wie am Schnürchen.

Pünktlich fuhr Tonka Hamado vor. Er hatte Dr. Lonei Showaka am Toyosu Pier getroffen und lieferte den Physiker hier in Konakis Heim ab.

Hamado fuhr einen Taykushi-Spezial, ein Modell mit einem 1200-Kubikzentimeter-Motor.

Der Mittelklassewagen war sein Eigentum. Als Angehöriger des Werkes konnte er schlecht eine andere Wagenmarke fahren. Nur hin und wieder, wenn er als Konakis Chauffeur fungierte, fuhr er dessen Toyota. Da der Taykushi-Spezial in den letzten beiden Tagen in der Werkstatt überprüft worden war, hatte Hamado jedoch nicht auf diesen Wagen zurückgreifen können und deshalb bei seinen Besuchen hierher entweder das Taxi oder den Bus benutzt.

Dr. Lonei Showaka betrat das Haus des Chirurgen.

Hamado kam nicht mit. Er lieferte den Besucher lediglich ab. Damit war für heute sein Auftritt beendet.

Konaki war ein Mensch, der direkt auf sein Ziel loseine. Er versetzte Showaka in Hypnose und dirigierte den Naturwissenschaftler in die unheimlichen Kellerräume, wo alles für den Eingriff bereitstand.

Folgsam wie ein Hund reagierte Lonei Showaka auf jedes Wort und jeden Hinweis des Mannes, der seinen Tod geplant hatte.

»Legen Sie sich auf den Tisch«, forderte Konaki Showaka auf.

Ruhig und entspannt legte der Wissenschaftler sich hin.

Konaki machte einen ausgeruhten, zufriedenen Eindruck. Man sah ihm nicht an, daß er in dieser Nacht bereits eine Operation durchgeführt und den ganzen Nachmittag in der Bibliothek mit anstrengenden Studien zugebracht hatte.

Während Showaka auf dem Operationstisch lag, leitete Konaki die Zeremonie ein, welche seine geheimen Bücher vorschrieben.

Er machte seltsame Bewegungen mit den Händen in der Luft,

wobei die Finger in merkwürdig verdrehter Stellung zueinander standen. Manches erinnerte lebhaft an das Fingerspiel indischer Tempeltänzerinnen, wo auch jede mit den Fingern gestellte Figur bestimmte Aussagekraft hatte und ein genau festgelegtes Symbol widerspiegelte.

Die sieben schwarzen Kerzen mit der Blutfüllung im Sockel brannten. Konaki hatte die Hauptlichter ausgeschaltet. So wurden seine seltsamen, beschwörenden Bewegungen zu einem bizarren Tanz in makabrer Umgebung.

Plötzlich schien es, als würden die unheimlich aussehenden Götzenfiguren zum Leben erwachen.

Schatten wanderten über die morastig wirkenden Körper, Lichtfinger huschten über die häßlichen, drachenartigen Köpfe, die schwarzen, tiefliegenden Augenhöhlen schienen alles wahrzunehmen und zu beobachten. Die schwammigen Körper, runde fünfzig Zentimeter groß, schienen sich aufzuplustern wie ein Truthahn, der seine Federn stellte, um größer und stärker zu erscheinen.

Die Atembewegungen der teuflischen Gestalten wurden vorgetäuscht, aber daß die Luft plötzlich einen anderen Geruch annahm, war keine Täuschung.

Eine seltsame Mischung von verwesendem Blut, Schwefel und ätzender Säure entströmte den sieben Statuen, und es stank, als hätte die Hölle ihre Pforten geöffnet.

Die eigentümlichen beschwörenden Verrenkungen und Gesten Konakis wurden langsamer. Seine bleichen, blutleeren Lippen bewegten sich, und kurze, abgehackte Sätze in altägyptischer Sprache kamen aus seinem Mund. Ein Beobachter hätte angefangen, an seinem Verstand zu zweifeln. Konaki benahm sich wie ein Irrer, aber nicht wie ein Mensch, der im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte war.

Und dieser Mann griff nach Spritze und Skalpell, er schaltete das Deckenlicht wieder an, und gleißende Helligkeit lag schattenlos im Raum.

Im Angesicht der drachenköpfigen Dämonen begann Yasujiro Konaki zu operieren, um das Gehirn eines großartigen Kopfes herauszunehmen und das Blut den Geistern zu opfern, die sein Denken und Fühlen beherrschten!

*

Doch es kam zu einem kleinen Zwischenfall.

Das Telefon, nach unten in die Kellerräume geschaltet, schlug an.

Konaki mußte es mehrmals klingeln lassen, ehe er die Operation unterbrechen konnte und mit spitzen Fingern, die in blutverschmierten, hauchdünnen Gummihandschuhen steckten, nach

dem Hörer griff.

»Ja?« Seine Stimme klang verärgert. Er liebte keine Störungen, wenn er arbeitete. Doch wenn dieses Telefon anschlug, dann hatte das seine besondere Bedeutung. Es gab zwei Anschlüsse hier im Haus, und nur der eine Apparat, dessen Nummer einem bestimmten Personenkreis bekannt und zugänglich war, ließ sich nach hier unten durchstellen. Demnach mußte es etwas Wichtiges sein.

Hideo Suuki, der Generaldirektor des Taykushi-Konzerns meldete sich. »Ich hoffe, ich störe nicht«, sagte er mit matter Stimme.

»Was gibt's?« fragte Konaki kurz angebunden. Mit einem Blick auf den leblosen, blutleeren Körper fiel die Anspannung und Konzentration der letzten beiden Stunden von ihm ab wie eine zweite Haut.

»Heute mittag war ein Mann hier im Werk und hat sich nach Tonka Hamado erkundigt«, klang es deutlich an Konakis Ohr.

»Was für ein Mann?«

»Er behauptete, Journalist zu sein. Aus Schweden oder Norwegen. Er wolle eine Reportage über Hamado und Yamahoki schreiben und sei bereits seit zwei Tagen in Tokio, habe aber keinen der beiden angetroffen.«

Das war kein Wunder. Sowohl Yamahoki als auch Hamado wohnten unter Deckadressen. Im Zentrum der Stadt hatte jeder ein Apartment gemietet. Aber keiner war dort je anzutreffen, nur dann, wenn Konaki oder Hideo Suuki, falls er sich mit dem Chirurg abgestimmt hatte, dies für richtig hielten.

Hamado und Yamahoki waren zwei wichtige Personen in dem Spiel, das Konaki spielte.

»Was habt ihr ihm gesagt?«

»Ich war leider nicht da, deswegen rufe ich jetzt an, ich bin erst vor einer halben Stunde ins Werk gekommen.«

»So spät?« wunderte Konaki sich.

»Ich hatte eine Besprechung. In einem Hotel in der City. Mit zwei wichtigen Exportchefs. Es war ein Zufall, daß ich noch mal ins Büro zurückging. Mir fehlte eine wichtige Statistik. Beim Eintritt ins Büro entdeckte ich auf dem Schreibtisch einen Notizzettel, auf dem meine Sekretärin einige Vermerke gemacht hatte. Unter anderem stand darauf, daß Juweita, einer unserer Techniker, mit dem Journalisten gesprochen hätte. Die Sekretärin hatte den Europäer an Juweita weiterverwiesen. Daraufhin rief ich Juweita an. Ich wollte Näheres wissen. Juweita sagte mir, daß er sich sehr nett mit dem Mann unterhalten hätte. Allerdings habe er, Juweita, auch nichts Näheres über Hamado erzählen können. Nur eines sei ihm eingefallen, daß Hamado regelmäßig Gast eines bestimmten Badehauses an der Ginza sei. Das wäre nicht weiter schlimm, wenn Juweita, der zum Team

gehörte, das wir für den letzten Grand Prix zusammengestellt hatten, sich nicht plötzlich daran erinnert hätte, diesen Europäer schon mal gesehen zu haben. Juweita behauptet, daß er eine frappierende Ähnlichkeit mit – Bernd Hellmer gehabt hätte.«

*

»Aber Hellmer ist tot! Tot und begraben!« Hart und beinahe unwirsch kam es über die Lippen des erregten Konaki.

»Das dachte ich auch.« In Suukis Stimme schwang Unsicherheit mit. »Aber der Mann nannte einen Namen, der dem des Toten sehr ähnlich ist.«

»Wie nannte er sich?«

»Björn Hellmark.«

»Björn Hellmark – Bernd Hellmer.« Konaki ließ die Namen langsam über die Zunge rollen, und er lauschte dem Klang der Silben nach. »Unsinn! Wenn man die Sprache kennt, merkt man, daß es sich hier um zwei völlig verschiedene Namen handelt.«

»Aber die Ähnlichkeit. Vielleicht hatte Hellmer einen Verwandten. Der Mann, der sich nach Yamahoki und Hamado erkundigte, schien großes Interesse daran zu haben, alles über den Tagesablauf der beiden Männer zu erfahren. Das machte Juweita stutzig.«

»Mir scheint, daß der gute Juweita ein wenig spät gestutzt hat«, murmelte Yasujiro Konaki. Sein Gesicht glänzte, als wäre es mit Olivenöl eingerieben. »Der Mann weiß von Hamados Gewohnheit, einmal wöchentlich zu Meiko Shakushi zu gehen, um dort zu entspannen. Über Meiko Shakushi könnte er demnach hoffen, Weiteres über Hamado zu erfahren. Damit käme er Schritt für Schritt voran.«

»Ich habe Angst«, sagte Hideo Suuki leise. »Kann es sein, daß Tote zurückkehren, um sich zu rächen?«

Hideo Suukis Frage traf Konaki wie ein Keulenschlag.

»Rache aus dem Jenseits?« murmelte Konaki, und es wurde ihm nicht bewußt, daß er den Hörer einfach auflegte und sinnend vor sich hinstarrte.

Er war erregt und zu keinem klaren Gedanken mehr fähig. Zuerst rief er Tonka Hamado an, der sich in seinem Apartment befand. Konaki erklärte ihm alles.

»Behalte das Badehaus im Auge«, bat er ihn mit belegter Stimme. »Und wenn du den Mann siehst, der sich Hellmark nennt und auf den die Beschreibung Hellmers paßt, dann gib mir Bescheid! Ich werde dann alles Weitere veranlassen.«

*

Im Fond des Taxis saß Björn Hellmark. Die Blicke des blonden Mannes waren auf die Straße gerichtet.

Aufmerksam studierte er seine Umgebung.

Der Verkehrsstrom kam nur langsam vorwärts, und so hatte er genügend Zeit, die grellbeleuchteten Schaufensterauslagen zu studieren, die geschwungenen, fremdartigen Schriftzeichen, die durch Lichtbänder liefen, die Menschen zu beobachten, die ganz dicht vor oder neben dem Taxi vorbeiliefen, wenn der Fahrer an einer Ampel oder einer Kreuzung hielt.

Hellmark lehnte sich zurück und dachte daran, wie nahe er schon dem Ende war.

Ein gütiges Schicksal hatte ihn davor bewahrt, daß er jetzt nicht in einem Sarg lag.

Die letzte Nacht im Krankenhaus von Dr. Claude Perrine hatte alles entschieden. Nur vier Menschen wußten von einem Geheimnis, wie es wohl einmalig auf der Welt war.

Sein Vater war eingeweiht. Und Carminia. Als einziger Außenstehender war Dr. Anton Wollny informiert worden. Wollny besaß das Vertrauen der Familie. Der eingefleischte Junggeselle war mehr als zwei Jahrzehnte lang der Hausarzt der Familie gewesen, ehe er diesen Beruf an den Nagel hängte und die Forschungsabteilung der Hellmarkschen Werke übernahm.

Wollny war verschwiegen, ehrlich und besaß alle guten Eigenschaften, die ein Mann sich nur wünschen konnte. Mit seinen dreiundsechzig Jahren wirkte er wie ein Mann, der gerade fünfzig war, und in der Tat sagte jeder, der ihn kannte, daß bei Wollny die Zeit des Alterns offensichtlich stehengeblieben sei.

Wollny hatte den in einem nicht hermetisch abgesperrten Zinksarg nach Deutschland zurückgebrachten Björn Hellmark ärztlich versorgt. Dabei war für ihn nichts anderes zu tun gewesen, als die Brustwunde zu versorgen und mit herz- und kreislaufstärkenden Mitteln einzugreifen.

Es war alles so eingetroffen, wie es Alfred Hellmark in jener Nacht vor dem scheinbaren klinischen Tod seines Sohnes von dessen Erscheinung mitgeteilt worden war. Alle körperlichen Funktionen waren auf ein Mindestmaß herabgesunken, nicht mehr meßbar für herkömmliche Geräte und Instrumente. In diesem Zustand hatte man ihn, Hellmark, an einem geheimgehaltenen Ort betreut und versorgt.

Vierundzwanzig Stunden später hatten wie durch ein Wunder alle Körperfunktionen wieder eingesetzt und sich von dieser Stunde an stabilisiert und normalisiert.

Dennoch war das Gerücht vom Ableben des Millionärssohnes aufrecht erhalten worden, um die Gefahren so gering wie möglich zu halten, die für ihn vorhergesagt worden waren. Er selbst führte alles

auf seine Fieberträume zurück, die er an der Grenze zwischen Leben und Tod durchgemacht hatte. In diesen Träumen war ihm eine Gestalt erschienen, nein, eigentlich nur eine Stimme, zu der er sich eine Gestalt vorstellte. Es war eine männliche Stimme gewesen, und der Mann bezeichnete sich als Al Nafuur.

Erst im Zustand der Genesung, als alles im Abklingen begriffen war, glaubte Hellmer alias Hellmark daran, daß die Begegnung mit dem mysteriösen Al Nafuur mehr als nur eine Fieberphantasie gewesen war.

Aber auf Al Nafuurs Betreiben war eigentlich die ganze gewagte Situation entstanden. Auf Grund seiner Warnungen hin war die fingierte Beerdigung erfolgt. In dem Sarg, der angeblich die sterblichen Überreste von Bernd Hellmer barg, befanden sich mehrere, mit Lumpen und Erde gefüllte Säcke.

Man hatte die Behörden hintergangen. Ein Schwindel! Eine Sache, die von manchem Standpunkt aus sicher unverzeihlich war. Aber Alfred Hellmark, der unmittelbar die Dinge vorangetrieben hatte, glaubte dies in jeder Hinsicht moralisch rechtfertigen und vertreten zu können. Es ging um Leben und Tod!

Die Genesung des Verletzten hatte schnelle Fortschritte gemacht. Nach dem Erwachen aus der Bewußtlosigkeit zeigte sich, daß alle Körperfunktionen einwandfrei arbeiteten und auch der Geist keinen Schaden davongetragen hatte.

Doch mit dem Wechsel seiner Persönlichkeit war in mehr als einer Form eine tiefgreifende Veränderung in das Leben des jungen Deutschen getreten.

Da war die Tatsache der geistigen Existenz Al Nafuurs, die nicht zu leugnen war, weil alles seinen Weisungen entsprechend in die Wege geleitet worden war. Ohne Al Nafuur, dem Geheimnisvollen, der in ferner Vergangenheit auf einer heute versunkenen und unbekannten Insel lebte, wäre er, Hellmark, wirklich begraben worden. Zwei Ärzte hatten unabhängig voneinander den klinischen Tod festgestellt.

Eine weitere Tatsache war die Gabe der Exteriorsation, über die er seit dem Unfall verfügte.

Sowohl Carminia als auch sein Vater hatten bestätigt, ihn gesehen zu haben und ihm begegnet zu sein, während er zur gleichen Zeit reglos und in tiefer Bewußtlosigkeit unter dem Sauerstoffzelt in seinem Krankenzimmer in Frankreich gelegen hatte.

Aber gerade durch diese Gabe, die er nicht steuern konnte, die ungewollt und unwillkürlich über ihn kam, hatte er seinem Vater Kenntnis von seinen ihn betreffenden Wünschen geben können.

Am meisten hatte ihn zunächst die Tatsache seiner ungeheuerlichen Fähigkeit, sich zu verdoppeln, interessiert. Selbst Dr. Anton Wollny hatte die wissenschaftliche Möglichkeit angedeutet und

dem entsprechende Fachbücher herangeschafft.

Der sogenannte »Doppelgänger«, der bewußt und unbewußt bei vielen Menschen vorkommen konnte, wurde sowohl in der medizinischen als auch in der theosophischen und anthroposophischen Terminologie als ein Ätherkörper gekennzeichnet und eingehend beschrieben.

Das bedeutete: Je stärker sich der eine Körper materialisierte, desto schwächer erschien im Normalfall der andere, der zurückgebliebene, sogenannte physische oder »Originalkörper«.

Aber es gab auch Ausnahmen. Diese Ausnahme wurde in der Terminologie als das sogenannte »Majavi-Rupa« bezeichnet. Trat dieser Zustand auf, dann waren sowohl der physische Körper als auch der ausgeschiedene Doppelgänger zur gleichen Zeit lebendig und ansprechbar. Beide konnten antworten und Entscheidungen treffen, und keiner wirkte in seiner Gestalt verändert, schemenhaft oder anders. An einen solchen Zustand konnte Björn Hellmark sich nicht erinnern.

Er hatte Wollny gebeten, weiteres Material heranzuschaffen und Nachforschungen anzustellen. Er wollte alles über seinen neuen Körper wissen.

Unwillkürlich warf er einen Blick an sich herunter. Er trug einen hellen Anzug, ein blau-weiß gestreiftes Hemd und eine unifarbene Krawatte. Er sah aus wie ein Playboy, aus dem Ei gepellt wie eh und je.

An Björns Körper gab es nur ein Zeichen, das darauf hinwies, daß er einen Unfall erlitten hatte. Das war die Schnittwunde, quer unter der Brust. Doch sie war schon gut verheilt und vernarbte.

Immer verworrener wurde der Fall selbst, der erst so klar auf der Hand zu liegen schien. Björn wußte, daß ein Mordanschlag auf sein Leben vorlag. Er war überzeugt davon, daß die Kripo das Menschenmögliche getan hatte und noch immer tat. Und doch stimmte hier etwas nicht.

Gestern, einen Tag nach seiner Ankunft in Tokio, hatte er telefonisch aus Deutschland die Nachricht entgegengenommen, daß man Poul Andersons Leiche durch einen Zufall im Mittelmeer gefunden hatte. Und welche Ironie des Schicksals! Ausgerechnet der tauchenden Chantalle Durimand, die dort ein paar Urlaubstage verbrachte, mußte die Leiche im wahrsten Sinn des Wortes zwischen die Beine geraten.

Doch Björn wollte letzte Gewißheit haben. Bewußt hatte er deshalb heute bei Taykushi vorgesprochen. Bewußt hatte er sich nach Yamahoki und Hamado erkundigt, und es war schon mysteriös, daß man dieses Gespann nicht wie normale Menschen in einer Wohnung besuchen oder anrufen konnte. Anmeldungen waren notwendig!

Björn Hellmark legte Wert darauf, erkannt zu werden.

Der Fahrer fuhr plötzlich rechts heran, steuerte auf den kleinen Parkplatz zu und hielt.

»Wir sind da«, sagte er in gutem Englisch. Es gab in Tokio kaum einen Taxifahrer, der englisch nicht beherrschte.

Björn Hellmark nickte, warf einen Blick auf den Tachometer und zog einen Schein mehr aus seiner Brieftasche.

»Hier ist Massagesalon von Meiko Shakushi! Berühmt! Prima! Nicht zu verachten!«

Der blonde Deutsche stieg aus, winkte dem Fahrer kurz zu und ging dann zum Eingang des Badehauses.

Fünfzig Meter entfernt vor einem farbig beleuchteten Schaufenster drehte sich in diesem Moment eine etwa fünfunddreißigjährige, dunkelhaarige Schönheit um, ließ den Blick nach vorn schweifen und wußte offenbar nicht, welches nächste Geschäft sie bei diesem verlockenden Überangebot inspizieren sollte.

Die junge Frau war Chantalle Durimand. Obwohl erst am Nachmittag angekommen, ließ sie es sich nicht nehmen, einen nächtlichen Bummel durch diese grelle, mit Farben und Leben erfüllte Hauptstraße zu machen.

Chantalle Durimand stutzte und glaubte nicht richtig zu sehen, als sie den blonden Europäer bemerkte. »Bernd Hellmer!« kam es wie ein Hauch über ihre Lippen, und es klang unwirklich und erschrocken.

*

Es gab noch jemand der die Ankunft Hellmarks gesehen hatte.

Tonka Hamado.

Der Privatchauffeur Konakis und angebliche Manager des Rennfahrers Yamahoki stand mit einem Taykushi-Spezial auf der anderen Seite des Parkplatzes, saß in seinem dunklen Wagen und hielt seit genau fünfundzwanzig Minuten den Eingang des Badehauses im Auge. Nun war er wirklich gekommen. Hellmer! Aber dieser Mann weilte unter den Toten!

Wie konnte es sein, daß er hier frisch und lebendig in Tokio herumlief?

Hamado geriet ins Schwitzen. Er kannte Hellmer schließlich nicht nur von Bildern her. Er kannte ihn persönlich.

Und Hamado hatte Hellmer aus dem Taxi steigen sehen. Es gab keinen Zweifel: ein Toter war nach Tokio gekommen!

Hamado merkte, wie eine Gänsehaut über seinen Rücken lief.

*

Meiko Shakushi wandte sich mit einem freundlichen Lächeln an Hellmark. »Sie wünschen ein Bad?«

»Ja, bitte. Ich komme auf Empfehlung eines Bekannten. Er hat immer ein bestimmtes Mädchen. Aber jetzt habe ich ihren Namen vergessen.« Björn Hellmark spielte seine Rolle gut.

»Vielleicht nennen Sie mir den Namen ihres Bekannten«, erwiderte die Chefin des Badehauses. »Das kann uns weiterhelfen, wenn er Stammgast ist.«

»Tonka Hamado, er…«

Meiko Shakushi winkte fröhlich ab. »Nummer achtundzwanzig, Mitsuku«, wußte sie sofort Bescheid. Dann wurde sie plötzlich nachdenklich. »Sie ist gerade besetzt.« Mit diesen Worten warf sie einen Blick auf ihre kleine, aber kostbare und mit Brillanten besetzte Armbanduhr. »Noch fünf Minuten. Wenn Sie sich solange gedulden wollen.« Noch ehe Hellmark zustimmen konnte, fuhr sie schon fort. »Das heißt, wenn der Gast nicht den Wunsch äußert zu verlängern. Das geht jeweils dann eine heue halbe Stunde lang.«

»Ich warte erst mal fünf Minuten. Dann werde ich weitersehen.«

»Nehmen Sie Platz! – Aber wenn ich Ihnen mit einem anderen Mädchen dienen kann – sehen Sie durch die Glaswand. Sie sind alle sehr hübsch und sehr gut, mein Herr. Die Auswahl ist groß. In der letzten Woche eines Monats läuft es hier immer etwas ruhiger.«

»Ich möchte zu Mitsuku.« Hellmark nahm auf der langen Bank vor der blauen Glaswand Platz und wartete.

Fünf Minuten später verließ ein zufrieden und etwas benommen dreinblickender Japaner das Badehaus und sein Mädchen Mitsuku Nosheimo betrat durch einen Seiteneingang den Aufenthaltsraum. Doch Mitsuku kam gar nicht dazu, sich wieder hinzusetzen.

Meiko Shakushi rief sie über die Lautsprecheranlage, und eine halbe Minute später war Björn Hellmark mit dem Stammbademädchen Hamados auf dem Weg zur Korridortür.

Da wurde der Vorhang hinter der Eingangstür vorsichtig zur Seite gedrückt, und ein Kopf schob sich durch die spaltbreite Öffnung.

Eine Frau blickte ins Foyer. Chantalle Durimand.

Sie sah gerade noch, wie das Paar die Tür öffnete.

»Monsieur Hellmer?« Unsicher kam die Frage über die Lippen der Französin.

Björn Hellmark hatte sich vortrefflich unter Kontrolle. Er merkte, wie es ihm heiß wurde, als er auf Anhieb die Stimme erkannte. Er glaubte zu träumen.

Chantalle Durimand? Wie kam sie nach Tokio? Wie in dieses Badehaus? Was war schiefgegangen? Sofort versuchte er den Fehler zu erkennen, den er möglicherweise gemacht hatte.

Mitsuku verhielt in der Bewegung. Hellmark tat jedoch so, als

ginge ihn das alles nichts an.

»Hallo, Monsieur! Ich meine Sie!« Die beiden ersten Worte sprach sie französisch aus, den zweiten Satz sagte sie in Englisch.

Langsam drehte Hellmark sich um.

»Madame?« fragte er erstaunt. »Mich?« Er blickte sie an. Chantalle Durimand war bleich und aufgeregt. Sie hatte etwas Hektisches, Unnatürliches an sich. Die Französin in dem jugendlichen Kostüm mit der sportlichen Jacke kam vollends durch den Vorhang.

»Sie sind doch Bernd Hellmer?«

»Ich fürchte, Sie irren sich, Madame! Mein Name ist Frank Haggerton.« Er nannte einfach einen, Namen, der ihm gerade einfiel.

Meiko Shakushi, die fürchtete, daß man ihren Gast belästigte und er durch den Ärger vielleicht die Lust am Bad verlor, fühlte sich veranlaßt, einzugreifen. »Gehen Sie bitte, Madame! Dies ist ein Badehaus. Sie haben sich sicher in der Tür geirrt. Hier ist der Eintritt für Frauen strengstens verboten!«

»Aber diese Ähnlichkeit!« murmelte Chantalle verwirrt. Sie schien die Worte der Japanerin nicht gehört zu haben, machte abrupt kehrt und eilte auf die Straße.

Für Björn Hellmark begann eine Zeremonie eigener Art.

Die Kabine, in die er geführt wurde, war pieksauber. Aus dem Lautsprecher klang englische Musik. Man hatte sich auf den Gast eingestellt. Björn Hellmark wurde entkleidet und von Kopf bis Fuß mit Seife eingerieben. Wasser lief in die Wanne. Niemand sprach ein Wort.

Ein Schritt von der Wanne entfernt, stand ein Massagetisch. Dampf füllte den kleinen quadratischen Raum. Müdigkeit und angenehme Entspannung breiteten sich wohltuend in Hellmarks Körper aus.

Dann wurde er abgeduscht und neues Wasser in die Wanne gelassen. Hellmark wurde langsam müde, ohne sich dagegen wehren zu können.

Noch immer wurde kein Wort gesprochen, und schon zwanzig Minuten waren vergangen. Ein wohliges, zufriedenes Gefühl breitete sich in Hellmark aus.

Mitsuku lächelte. Still und schweigsam. Sie war sympathisch, und menschliche Wärme strahlte von ihr aus.

»Ich war noch nie in Tokio«, begann der Deutsche, den Kopf zurückgelehnt, die Augen geschlossen. Seine Stimme klang müde. »Auf einem Sportball in Frankreich habe ich japanische Sportler kennengelernt. Unter ihnen auch ein gewisser Tonka Hamado… er managte damals einen Rennfahrer… Yamahoki hieß der, glaube ich… hat den Grand Prix gewonnen… ganz genau weiß ich das allerdings nicht… kenne mich in dieser Sportart nicht so gut aus… aber ich erinnere mich daran, daß Hamado von einem Badehaus in Tokio erzählte, von der Besitzerin Meiko und seinem Bademädchen

Mitsuku… ich habe das noch recht gut im Sinn, ich habe mir schon damals vorgenommen, hierher zu kommen.«

Er redete leise und monoton und merkte, wie schwer es ihm fiel, die Müdigkeit abzuschütteln. Es mußte etwas im Badewasser sein, das mit dem aufsteigenden Wasserdampf inhaliert wurde und ihn stärker ermüdete, als es das heiße Wasser und die Ruhe allein vermocht hätten.

»Nicht so viel sprechen«, flüsterte Mitsuku. »Sie wollen sich doch hier entspannen, ausruhen, wollen schlafen…« Ihre Lippen waren ganz dicht an seinem Ohr.

Hellmark nickte. »Aber ich bin nur noch drei Tage in Tokio… ich hätte gern Hamado wiedergesehen… weiß seine Adresse nicht mehr… vielleicht können Sie mir helfen.«

»Ja, gern, später«, lautete ihre Antwort.

Leise schlug das Telefon an, das auf dem Kaminsims über dem Massagetisch stand. Dort waren auch Tuben und Döschen mit Cremes untergebracht.

Mitsuku Nosheimo nahm den Hörer ab und meldete sich flüsternd.

»Ich bin gleich zurück«, sagte Mitsuku einige Sekunden später. »Ich gehe nur schnell in die Nebenkabine zu meiner Kollegin.«

Hellmark glaubte zu nicken. Und ein leises, zustimmendes Brummen kam über seine Lippen.

Unhörbar klappte die Tür ins Schloß.

Björn Hellmark war allein.

Plötzlich war wieder jemand an der Tür. Er wußte nicht, ob eine Minute oder eine Stunde vergangen war. Jeder Zeitbegriff fehlte ihm.

Instinktiv öffnete er einen Spaltbreit die schweren Augenlider.

Schlagartig wurde er wach!

Nicht Mitsuku Nosheimo, sein Bademädchen, stand im Raum. Drei Gestalten, die in dem Dunst, der den kleinen quadratischen Raum erfüllte, wie Schemen wirkten.

Drei Männer!

Etwas zischte. Etwas mischte sich unter den Wasserdampf, traf voll sein Gesicht, noch ehe er sich aufrichten oder sonstwie reagieren konnte.

Da stürzten auch schon die drei Eindringlinge auf ihn zu!

»Tut ihm nicht weh! Behandelt ihn wie ein rohes Ei!« Es war die Stimme von Tonka Hamado. Wie durch Watte hörte Björn Hellmark die Worte. Er verstand sie nur zum Teil, aber in Gedanken ergänzte er das, was fehlte.

Sein Körper kam langsam wie gelähmt in die Höhe. Das Gas, mit dem man ihn angesprüht hatte, zeigte sofort seine Wirkung.

Die Glieder wurden schwer wie Blei, sein Seh- und Hörvermögen wurde eingeschränkt und brach bald völlig zusammen. Er taumelte,

weil sein Gleichgewichtssinn ausgeschaltet wurde.

Aber er konnte nicht mehr ins Wasser fallen, weil einer der drei Eindringlinge schon neben der Wanne stand und den splitternackten Hellmark auffing.

Sie warfen die Kleider des Betäubten auf einen Haufen und wickelten Hellmark in ein großes Laken. Ein Mann warf sich die Last dann über den Rücken, während der andere die Tür aufriß, Hamado selbst hielt das Sprühgerät umfaßt, in dem das betäubende, schnell wirkende Gas abgefüllt war.

Schweigend stand Mitsuku Nosheimo neben der naturlackierten Kabinentür.

Hamado nickte ihr lächelnd zu. »Danke«, sagte er nur.

Der Japaner schloß sich den beiden Begleitern an, mit denen er auf Konakis Anordnung hierhergekommen war. Sofort nach dem Betreten des Badehauses durch Hellmark, hatte Hamado seinen Herrn unterrichtet. Ein Telefonanruf von Meiko hatte Mitsuku hinausgelockt. Gleich nach ihrem Weggehen waren die Männer unter Hamados Führung in die Badekabine gestürmt.

Der auf diese Weise entführte Hellmark wurde durch den Hinterausgang in den Hof geschleppt, wo der dunkelblaue Taykushi-Spezial Hamados stand.

Der Hof lag in völliger Dunkelheit. Er war von einem riesigen Schuppen, einer Garagenkette und zur Straße hin von einem hohen Geschäftshaus abgeschlossen.

Nur sowar es erklärlich, daß die schattengleiche Gestalt in der Ecke zwischen Bretterschuppen und Garage nicht gesehen wurde.

Es war – Chantalle Durimand!

Nachdem sie bei einer Schale Reiswein ihre Gedanken wieder geordnet hatte, war sie zu dem Schluß gekommen, doch noch nicht die Flinte ins Korn zu werfen. Wie ein Magnet zog sie das Badehaus an, in dem der Mann verschwunden war, den sie mit Bernd Hellmer verwechselt hatte. Wie in Trance war sie nach dem Besuch des Restaurants, in dem sie sich nur knappe zwanzig Minuten aufgehalten hatte, um das Badehaus geschlichen. Sie hatte die Toreinfahrt zum Hof gefunden und war hierher gegangen.

Einen der drei Männer kannte sie. Tonka Hamado, der in Frankreich den Sieger des Grand Prix, Onio Yamahoki, betreut hatte.

Und jetzt schafften die beiden Männer unter Hamados Führung einen in ein Laken gewickelten Menschen in das dunkle Auto!

Die Füße des Mannes ragten bis zu den Knöcheln aus dem zusammengerollten Leintuch. Es waren die Füße eines Weißen!

Die Füße von Bernd Hellmer?

Chantalle Durimand entschloß sich zu handeln.

Kaum war der Wagen gestartet, rannte sie durch den Hof hinaus

auf die Straße.

Jetzt nur schnell ein Taxi, hämmerte es in ihren Schläfen.

Sie rannte an Menschen vorbei und rempelte welche an. Vorn passierte der dunkelblaue Wagen mit Tonka Hamado am Steuer die Kreuzung.

Chantalle Durimand erreichte die Ampel ehe sie auf grün sprang.

Zwei Taxis standen hintereinander. Hier in Tokio gab es keinen Mangel. Chantalle riß die Tür auf.

»Bitte, fahren Sie dem dunkelblauen Wagen da vorn nach!« sagte sie in Englisch.

»Okay, schöne Frau«, antwortete der Chauffeur in der gleichen Sprache. »Sind Sie von der schnellen Truppe?«

Der Fahrer war offensichtlich ein Spaßvogel, aber als er merkte, daß Chantalle nicht darauf einging und in der Tat einen Grund zu haben schien, daß es schnell ging, drückte er aufs Gaspedal, daß der Wagen nach vorn schoß.

*

Hellmark preßte mehrmals die Augen zusammen und konnte dann etwas klarer sehen. Er versuchte sich aufzurichten und zu bewegen. Aber es ging nicht. Er war auf einer nicht gerade bequemen Pritsche festgeschnallt, die in einer Art Gefängniszelle stand. So jedenfalls erschien ihm im ersten Augenblick die Umgebung, die sein erweitertes Blickfeld registrierte.

Schräg neben ihm stand ein Mann. Er war breit und massig. Sein aufgedunsenes Gesicht sah ernst und gefährlich aus.

»Sie sind Bernd Hellmer. Ich weiß es«, sagte Konaki nur.

»Dann wissen Sie mehr als ich«, bemerkte Hellmark.

»Ich glaube schon, ich bin auf der richtigen Spur«, blieb Konaki am Ball.

Er wich einen Schritt zur Seite. Und erst jetzt bekam Björn zu sehen, daß noch jemand anwesend war. Genaugenommen waren es zwei Personen.

Tonka Hamado und Onio Yamahoki.

»Sie sind zurückgekommen, um sich zu rächen, ich weiß das«, kam es dumpf über die wulstigen Lippen Konakis. »Mit einer Botschaft aus dem Jenseits – oder einer Strafe, für mich?«

Björn Hellmark kniff die Augen zusammen. Was faselte der Mann da? In welcher Gedankenwelt bewegte er sich? Doch Hellmarks Auftauchen in Tokio hatte zu Verwicklungen führen müssen. Daß dies allerdings so unerwartet schnell geschah, verwunderte ihn selbst am meisten.

»Ich bin der, den Sie in mir sehen«, entschloß er sich, die Katze aus

dem Sack zu lassen und Konaki die Gewißheit zu geben, daß er wirklich aus dem Jenseits gekommen war. »Man sagt, daß Tote wiederkommen, Ermordete, um die dem Richter auszuliefern, die das Verbrechen begangen haben.«

Nackte Angst las Hellmark in Konakis Augen. Noch wußte er nicht, wie sich die Dinge verhielten und wie Hamado und Yamahoki ins Spiel kamen.

»Ich habe viel Macht«, entgegnete Yasujiro Konaki. Er versuchte seiner Stimme einen festen Klang zu geben. »Toten entgeht nichts. Was hast du im Jenseits gesehen? Wie lautet die Botschaft, die du mir zu überbringen hast?«

Er benahm sich wie ein kleiner, abergläubischer Junge.

»Ich habe alles getan, was man von mir verlangt hat und noch mehr«, fuhr er fort. »Ich bin bald am Ende meines Zieles angelangt. Aber mir ist auch die Strafe bekannt. Das heißt, ich weiß, daß sie kommen wird. In dem Buch der 'Sieben Geheimnisse', das Ka Osen Nimus in seiner Muttersprache geschrieben hat, steht, daß es einen Ausweg gibt. Nenne mir das Geheimnis – und wir werden selbst die besiegen, denen wir jetzt noch dienen. Hier – « er wies auf Tonka Hamado, »er ist mir treu ergeben. Ich habe ihm das Paradies gezeigt.«

»Das Paradies?« Hellmark spürte den Wunsch Konakis, zu sprechen, sich zu äußern.

»Alle, die mir dienen, die ich nicht als Sklaven oder Helfer benutzte, dürfen das Paradies sehen. Erzähle ihm davon, Tonka!«

Hamado lächelte. Seine Augen leuchteten. Er berichtete mit blumenreichen Worten von den Schönheiten eines Ortes, den zu sehen und zu besuchen bisher nur ganz wenigen vergönnt gewesen sei.

»Es gibt dort Gärten, in denen goldene Paläste stehen«, schwärmte Hamado, und in seiner Stimme schwang eine Begeisterung mit, die ein Mensch nur aufbringen konnte, wenn er das, wovon er berichtete, wirklich erlebt hatte!

Der geheime Kult der Assassinen hatte im 11. Jahrhundert in seinen noch heute bekannten Grundzügen begonnen. Von Persien aus hatte er rasch andere Länder erobert. Die Geschichte wußte zu berichten, daß junge Männer heimlich von ihrem König an einen geheimen Ort gebracht wurden. Sie wurden mit Drogen vollgepumpt und wußten dann von Erlebnissen zu berichten, die märchenhaft anmuteten. Sie sahen die Gärten, von denen auch Hamado gesprochen hatte.

Konaki zuckte die Achseln. »Was soll's«, murmelte er.»Für ihn ist es die Wirklichkeit. Es stimmt«, seine Stimme sank zu einem Flüstern herab. »Aber er ist überzeugt davon, im Paradies zu sein. Und ich schicke ihn immer wieder dorthin, weil er es sich wünscht. Es ist seine Belohnung für die Treue, die er mir entgegenbringt. Auch die alten

Assassinen versicherten sich mit diesem Trick der Abhängigkeit und der Treue ihrer Untergebenen.«

Hellmark bemühte sich vergebens, die Zusammenhänge zu begreifen. Der große Hintergrund war verwischt. Nur eines war ihm klar: Man hatte ein Komplott gegen ihn geschmiedet. Schon damals, beim Grand Prix. Und jetzt war er wie ein Anfänger, in die Falle gelaufen und nicht mal bewaffnet!

Eins allerdings beruhigte ihn: So wie die Dinge sich ihm im Moment darstellten, bestand für ihn keine unmittelbare Lebensgefahr. Yasujiro Konaki hatte ihn zwar durch die Fessel zur Bewegungsunfähigkeit verdammt, aber der fette Japaner war sich selbst noch unsicher, was mit Hellmark werden sollte.

»Wenn Sie der sind, für den wir Sie halten«, fuhr Konaki fort und auf seiner Stirn perlte ununterbrochen der Schweiß, »dann haben wir vielleicht einen Fehler gemacht, als wir uns entschlossen, Sie zu beseitigen, um mit Sicherheit den Sieg im Rennen davonzutragen. Aber dieser Sieg war wichtig. Für meine Forschungen und zur Bestätigung und vor allen Dingen auch für den Taykushi-Konzern, der mich in jeder Hinsicht finanziell und mit Lieferungen aus dem Elektronikprogramm unterstützt hat. Selbst wenn wir darauf verzichtet hätten, Ihren Wagen zu manipulieren, hätte kaum ein Zweifel daran bestanden, daß Yamahoki der Sieger geworden wäre. Er ist jedem Menschen in jeder Hinsicht überlegen.« Er faselte etwas von seinen Operationen, von dem ungehemmten Mut und der Kaltblütigkeit, die durch keine Todesangst mehr gebremst würde und vor allen Dingen von dem Organ, das in diesem menschlichen Hirnrest, über den Yamahoki noch verfügte, Ultraschallreaktionen hervorrief.

Hellmark sah Yamahoki ohne den künstlichen Kopf und merkte, wie seine Haut sich zusammenzog.

»Ich gebe Ihnen zwölf Stunden Zeit«, meinte Konaki dann, »zwölf Stunden, sich zu besinnen und sich mit mir zu verbünden. Sagen Sie mir, was Sie wissen! Nach dieser Zeit kenne ich kein Erbarmen mit Ihnen!«

Er schilderte seine Begegnungen mit drei Wahrsagern, von denen er sich Einblick in die dunkle und offenbar äußerst gefährlich Zukunft erhofft hatte. Niemand hatte ihm diesen Einblick gewährt. Eine japanische Wahrsagerin, ein chinesischer Hellseher und zuletzt ein französischer namens Armand Feraud waren seiner ohnmächtigen Wut zum Opfer gefallen, weil sie sich weigerten, ihm den gewünschten Einblick zu geben.

Dieser Mann war besessen von dem Gedanken, seinen Tod zu verhindern. Aber warum?

»Und es gibt noch etwas, worauf ich nicht versäumen möchte

hinzuweisen: Ihre kleine französische Freundin ist bei mir ebenfalls inzwischen in besten Händen.« Absichtlich schien er mit dieser Neuigkeit bis zuletzt gewartet zu haben.

»Ich weiß nicht, von wem Sie sprechen«, entgegnete Hellmark, obwohl er sofort einen furchtbaren Verdacht hatte.

»Sie hat die Dreistigkeit besessen, mit einem Taxi dem Wagen zu folgen, mit dem Sie hierhergebracht wurden. Inzwischen hatte ich ein Gespräch mit ihr. Unter vier Augen. Wir haben sehr offen miteinander diskutiert. Dabei mußte ich feststellen, daß die Dame den ernsthaften Verdacht hat, beim Grand Prix vor einem Vierteljahr in Frankreich sei einiges nicht mit rechten Dingen zugegangen. Sie hoffte, hier in Tokio auf eigene Faust hinter das Geheimnis zu kommen. Daß sie dabei ausgerechnet auf den angeblichen Hellmer stieß, hat sie bis zu dieser Stunde noch immer nicht verdaut. Ich werde mich der Dame weiterhin annehmen«, meinte Konaki. »Und auch das Leben der Französin liegt in Ihrer Hand! Sprechen Sie, und wir werden ins Geschäft kommen!«

Konaki winkte seine beiden Begleiter hinaus. Hamado trat hinaus auf den Gang. Wie eine gespenstische Karikatur, den Kopf unter dem Arm, folgte Yamahoki. Konaki bildete den Schluß.

*

Überlegen und handeln waren eins für ihn.

Er mußte eine Möglichkeit finden, Konaki zu überlisten, und das konnte nur geschehen, wenn er frei war. Ein Zufall hatte ihn in die Höhle des Löwen verschlagen. Was niemand über Hamado und Yamahoki wußte, war ihm bekannt geworden. Diese Erkenntnis aber mußte der Polizei mitgeteilt werden. Hellmark sah ein, daß die Behörden schnell und umfassend informiert werden mußten, um sofort die notwendigen Schritte einzuleiten.

Er entspannte sich völlig und atmete tief durch. Die Benommenheit war überwunden. Er spürte keine Nachwirkungen des Betäubungsgases mehr.

Er mußte freikommen. Mehrere Minuten lang arbeitete er mit der altbekannten Methode des Muskelanspannens und Wiederloslassens, um Luft zu schnappen.

Er geriet in Schweiß. Die Zeit verrann.

Nach zehn Minuten gab er zum erstenmal auf, um eine Pause einzulegen. Sein Herz pochte heftig und dumpf hallte das Klopfen durch die kleine fensterlose Zelle, in der Konaki die nackte Birne an der Decke hatte brennen lassen.

Tief durchatmend blieb Hellmark liegen, schloß die Augen und dachte nach.

Er konzentrierte sich, versuchte sich an die Situation bei Dr.

Perrine zu erinnern und daran anzuknüpfen. Aber es gelang ihm nicht, den Vorgang auszulösen. Damals, in tiefster Bewußtlosigkeit, aber war es ihm gelungen! Seit jener Zeit war ihm nicht ein einziges mal bewußt geworden, daß er sich verdoppelt hatte.

Zwölf Stunden verblieben ihm noch. Dann würde Konaki andere Mittel einsetzen, um ihn zum Sprechen zu bringen.

*

Der Verbrecher machte einen unzufriedenen und niedergedrückten Eindruck. Die Botschaften, die er abrief, gefielen ihm nicht.

Die Antworten waren verworren. Obwohl er über ein Mikrophon präzise Fragen stellte, kam keine vernünftige Reaktion zustande.

Der Computer und die arbeitenden Gehirne waren offensichtlich überfordert.

Yasujiro Konaki überprüfte die Daten und Antworten, die er empfangen hatte. Sie deckten sich nicht mit den Vermutungen, die er auf Grund der Kenntnisse der alten Schriften hegte.

Müde fuhr sich der Okkultist über die Augen. Als er die Hand von seinem Gesicht nahm, sah er etwas, was ihn mit Angst und Schrecken erfüllte.

Es war jemand im Labor!

Die Gestalt näherte sich aus der dunklen, vorderen Ecke!

Bernd Hellmer!

Konaki stockte der Atem.

Aber das konnte nicht sein. Hellmer lag gefesselt in der Zelle.

Narrte ihn ein Spuk? Sah er Dinge, die es nicht gab?

Er wich langsam zurück und ließ die Gestalt nicht aus den Augen.

»Sie können an zwei Orten zur gleichen Zeit sein!« entrang es sich den Lippen des Japaners. »Das ist es! Sie sind hier im Diesseits und Sie sind im Jenseits!«

»So ist es nicht, Konaki!« Hellmarks Stimme klang leise und ein wenig schwach.

Der Chirurg hatte nur noch Augen für die Erscheinung.

Er merkte nicht, daß die flackernden Lichter an den betreffenden Stellen der Computerwand hektischer wurden, er sah nicht, wie die Klarschrift auf dem Fernsehschirm verschwand, wie sich schnell und in logischer Form neue Buchstabenfolgen aufbauten. In einem der mit dem Computer gekoppelten Gehirne ging etwas vor, was Konaki nicht verfolgen und registrieren konnte.

Diesmal war ihm ein Fehler unterlaufen, den er nicht kannte, und der durch die Hektik der heute abend beendeten Transplantation passiert war.

Yasujiro Konakis Blick irrte auf die Seite zu den Nischen, wo seine

furchteinflößenden Götzen hockten.

»Helft mir!« wisperte er, und der nackte Wahnsinn leuchtete in seinen Augen. »Ich habe euch regelmäßig eure Opfer dargebracht. Blut war euer Verlangen, und das habe ich euch gegeben. Erklärt mir, was ihr mit mir vorhabt? Ihr könnt es verhindern, wenn ihr wollt. Oder ist es so weit, daß euch euer Werkzeug lästig geworden ist? Bin ich euch zu nahegetreten? Noch ein Platz ist frei. Neunundzwanzig Opfer sind vorgeschrieben. Den Platz für neunundzwanzig Hirne habe ich geschaffen. Was käme danach?«

Er warf ruckartig den Kopf herum. Schlagartig durchzuckte ihn ein Gedanke.

Vielleicht hatte Hellmer sich heimlich eingeschlichen?

Aber die Tür zum Laboratorium war fest verschlossen. Hellmark wies auf das Telefon. »Rufen Sie die Polizei an«, sagte er mit fester Stimme. »Bitten Sie sie hierher!«

Die Polizei hier in seinen Räumen? Das würde das Ende bedeuten.

Aber Konaki gab noch nicht auf.

Er versuchte den Blick seines Gegenüber zu bannen.

»Sie sind Bernd Hellmer«, zwang er sich ruhig, gelassen und monoton zu sprechen. Die gewohnte hypnotische Kraft strömte von Konaki aus. »Sie sind gekommen, um mit mir zu sprechen. Sie sind mein Freund und wollen sich mit mir verbünden. Alles, was Sie an Rachegedanken mit sich herumtrugen, ist von diesem Augenblick an für Sie vergessen!«

Hellmarks klare blaue Augen begegneten dem Blick des Hypnotiseurs.

»Wir reden von zwei verschiedenen Dingen, Konaki. Sie sind ein Mörder! Und ich werde dafür sorgen, daß Sie sich der Polizei stellen!« Dies war die Antwort eines Mannes, von dem Konaki glaubte, daß er unter Hypnose stünde.

Aber Hellmark war nicht zu hypnotisieren! Also doch keine Gestalt aus Fleisch und Blut! Eine Halluzination!

Konaki machte auf dem Absatz kehrt. Ohne einen Blick zurückzuwerfen, eilte er zur Tür und passierte den Durchlaß, der in den ein halbes Stockwerk tiefer gelegenen Keller führte.

Hier unten waren die Aufenthaltsräume für die von Konaki geschaffenen Monster. In einem Kellerraum, der beinahe saalartigen Charakter hatte, standen mehrere Liegen, Tische und Stühle. Auf einer Bank saßen zwei Monster, ruhig und reglos wie Statuen. Die Kapseln auf den Schultern wirkten wie Aufstecksätze, zu denen die Einsatzstücke in den biosynthetischen Hälsen genau paßten. Und diese Hälse wiederum, an denen die künstlichen Köpfe klebten, standen auf Regalen an der Wand wie abgestellte, griffbereite Helme, die man bei Bedarf aufsetzt.

Drei andere Monster lagen auf ihren Betten und schliefen.

Sie zeigten kein Interesse und waren nicht mehr als Roboter. Sie lebten und waren doch tot!

Konaki durchquerte mit seinen kurzen Beinen den Keller, riß eine Tür auf und eilte durch den dämmrigen Korridor. Zu beiden Seiten waren Türen wie in einem Hotel. In einigen Türen befanden sich in Augenhöhe kleine rechteckige Fenster, durch die man einen Blick in die dahinter liegenden Räume werfen konnte.

Hier unten lagen die Aufenthaltsräume seiner Untergebenen, die Mitglieder des Geheimkults waren.

Im Vorübergehen nahm Konaki aus dem Augenwinkel heraus Hamado wahr, der auf seiner Liege ruhte und mit offenen Augen zur Decke starrte. Ein verklärtes Lächeln lag auf seinen Zügen. Hamado hatte die Welt vergessen. Er war im Paradies und genoß Freuden, die er glaubte wirklich zu erleben. Aber sie waren nur ein Traum und abhängig vom Willen und der Laune Konakis.

Hinter der nächsten Tür lag Hideo Suuki, der einflußreiche Generaldirektor. Ebenfalls im Drogenrausch. Er wandelte im Paradies und genoß die kostbarsten Weine. Sein Gesicht drückte Freude und Zufriedenheit aus. Seine Hände kamen leicht in die Höhe, und es schien, als würde er pantomimisch den vollendet nachgebildetem Körper einer Frau streicheln.

Im hintersten Raum saß Chantalle Durimand. Sie stand nicht unter Drogeneinwirkung. Aber sie machte einen stillen, lethargischen Eindruck und starrte vor sich hin, als würde sie sich über ihr Leben klar werden.

Am Ende des Kellergangs befanden sich die Räume, in denen technisches Material gelagert war. Auf den grauen Eisentüren standen entsprechende Vermerke. Es gab hier im Haus einen Generator, der Konaki unabhängig vom Stromnetz mit Elektrizität versorgte.

Konaki zog einen Riegel zurück, hinter der Tür befand sich Bernd Hellmer, sein Gefangener.

Mit irrlichternden Augen starrte Konaki auf die primitive Liege.

Hellmer lag darauf.

Ein eisiges Lächeln umspielte die Lippen des Japaners.

»Eine Halluzination! Ich wußte, daß Sie hier sein mußten.«

Was er weiter sagen wollte, ging in einem leisen Überraschungsschrei unter. Bernd Hellmer sprang auf. Wie ein Panther fiel der Deutsche den Verdutzten Japaner an!

*

Dr. Lonei Showakas Bewußtsein war erhalten. Er erinnerte sich an sein Ich. Er wußte, wer er war, was geschehen war und was der

teuflische Konaki von ihnen wollte.

Aber im Augenblick war die Computeranlage voll in Betrieb, und es war kein Konaki in der Nähe, der, ihnen neue Aufgaben gestellt hätte.

Der Physiker wußte, daß ein entscheidender Moment gekommen war, wie er ihnen vielleicht nie wieder geschenkt wurde.

Die Tatsache mußte er nutzen.

Das Befehlszentrum war aufnahmebereit. Und diesem Zentrum war es gleich, von wem der Befehl kam. Es hatte nur einen Auftrag: zu gehorchen.

Und die Gehirne gehorchten! Zum erstenmal fingen sie an, über ihre eigene Situation nachzudenken, über die Absicht, die man mit ihnen bezweckte. Sie hatten außer Showaka keine Persönlichkeit mehr, denn sie waren auf Gehorsamkeit getrimmt, ohne daß der Gedankenflug beeinträchtigt wurde. Diese seltsame Konstellation und die Tatsache, daß ein führender Kopf etwas Ungeheuerliches verlangte, schaltete sechsundzwanzig menschliche Hirnreste gleich.

Dr. Lonei Showakas Auftrag war klar: »Zerstört die Anlage!«

Die Impulse erfaßten die Elektronik. Ein zunehmendes Summen erfüllte das Innere der ungeheuren Maschine. Lichter flammten auf, verlöschten wieder und Relais klickten, dann stieg eine dünne Rauchfahne hinter einem Schaltpult auf.

Die Gleichrichter wurden durch eine durch menschliche Gedanken aufgerichtete Impulskette ausgeschaltet.

Es blitzte, Funken sprühten aus den Knöpfen, es roch nach verschmorten Kabeln. Eine lange Stichflamme schoß aus dem oberen Drittel. Ein Lichtbogen spannte sich über die Tastatur.

Der Vorhang fing Feuer!

Sofort leckten lange Flammenzungen an dem Textilmaterial und ergriffen die breite Vorhangleiste.

Funken sprühten. In dem Computer schien es zu brodeln.

Rauchwolken stiegen auf, Elektroden und Spiralen heizten sich auf. Die bernsteingelbe Flüssigkeit, in der die Gehirne schwammen und ernährt wurden, perlte, wurde warm, heiß, fing an zu sprudeln und zerstörte das feine organische Gewebe.

Die ungeheuerliche, von Konaki geschaffene Maschine wurde zu einem Pulverfaß.

In dem Augenblick, als die achtundzwanzig Gehirne abstarben, kam es zur Katastrophe.

Die letzte Impulskette stand fest. Der Auftrag an das Zentrum hieß »Zerstöre dich selbst!«

Der Computer befolgte den Befehl.

Wie eine Bombe zerplatzte die gewaltige Anlage. Glas und Metallteile schwirrten durch die Luft. Wie feurige Schlangen schossen

die Blitze aus der Maschine. Die Einrichtung des Laboratoriums stand im Nu in Flammen.

Das Haus wurde von einer gewaltigen Detonation erfaßt. Die Druckwelle riß ein riesiges Loch in die Decke. Steine und Sand flogen durch die Gegend, eine Trennwand stürzte ein. Die Wand mit den bizarren Götzengestalten kippte um wie eine Pappkulisse. Die erstaunlich leichten Figuren wurden durcheinandergeworfen, fingen an zu schmoren, und der untere Sockel, mit Blut gefüllt, brach ab oder wurde beschädigt.

Ein Inferno! Die Hölle!

*

Yasujiro Konaki wurde kreidebleich.

Björn Hellmark packte den zurücktaumelnden Japaner, ehe der begriff, was eigentlich los war.

»Wie kommen Sie frei?« entrang es sich den wulstigen Lippen Konakis.

Er verstand nicht mehr, was um ihn herum vorging. Die Dinge entglitten immer mehr seinem Griff.

»Ich hatte Besuch, Konaki«, sagte Björn Hellmark einfach. Hart packte er zu und zog den Fetten dicht heran.

Hellmark war es gelungen, seine ganze geistige Kraft zusammenzunehmen und die Exteriorsation durchzuführen. Sein Doppelkörper hatte die Knoten geöffnet, ehe die Gestalt sich wieder auflöste und erneut in Konakis Labor materialisierte und dort den Japaner kopfscheu machte.

Noch unmittelbar vor Konakis Ankunft hatte Hellmark versucht, die Tür aufzubrechen, hatte sich dann aber schnell wieder zu seiner Liege begeben, als er hörte, daß Konaki durch den Kellergang rannte. Schnell waren die Fesseln lose über den Körper gelegt, um den Eintretenden zu täuschen.

Hellmark hielt es nicht für erforderlich, dem Okkultisten Aufklärung zu geben. Er hatte vor, Konaki in seinem Haus zu fesseln und vor der Ankunft der Polizei selbst unterzutauchen.

Eine zweite Explosion erschütterte plötzlich das Haus. Die Druckwelle lief durch die Wände. Es krachte und ächzte bedrohlich. Sand rieselte von der Decke. Ein kopfgroßes Stück löste sich genau über Björn Hellmark.

Der Deutsche erkannte die Gefahr, warf sich nach hinten und riß Konaki mit. Durch die abrupte Bewegung jedoch und um sich vor dem herabrieselnden Kalk zu schützen, mußte Hellmark loslassen. Er stürzte zu Boden und rollte sich instinktiv auf die Seite, in die Nähe der Liege, um zunächst mal eine schützende Stelle zu finden.

Konaki, ebenfalls zu Boden gefallen, rappelte sich sofort wieder auf. Er nahm dabei die Gelegenheit wahr, seinem verhaßten Gegner, der ihn aufgespürt und seiner Meinung nach in diese gefährliche und unerklärliche Situation gebracht hatte, noch einen Fußtritt zu versetzen.

Konaki selbst stürzte schreiend durch den Kellergang.

Zwei der Kabinen waren noch erhalten, die beiden anderen waren eingestürzt, Hamado und Suuki hatten unter den Trümmern wahrscheinlich den Tod gefunden.

»Löscht!« tobte Konaki krächzend. Sein Gesicht war flammend rot, was nicht nur vom Widerschein des flackernden Feuers herrührte.

Die aufgescheuchten Monster stürzten nach draußen.

Sie verschwanden hinter einer Wand aus Rauch, Qualm und leckenden Flammenzungen. Die kopflosen Gestalten wühlten sich bis an die brennende Computerwand heran und achteten nicht auf die Flammen, die über ihre Körper liefen. Sie empfanden keinen Schmerz.

Konaki torkelte nach vorn. Seine Augen waren ungläubig aufgerissen. Er sah seine brennenden Götzen, das zerstörte Laboratorium und begriff nicht, wie dies passiert war.

Er traf eine Gestalt, die sich kaum noch aufrecht halten konnte.

Chantalle Durimand!

Die Tür zu ihrer Zelle war durch die Explosion eingedrückt worden. Die Französin versuchte, das in Flammen stehende Haus zu verlassen und suchte halbblind und entkräftet nach dem Ausgang.

Björn Hellmark war unmittelbar nach Konakis übereilter Flucht ebenfalls auf die Beine gekommen. Eine ungeheure Hitze herrschte unten im Keller.

Vierfünftel des Laboratoriums waren vernichtet, und das Feuer griff immer weiter um sich. Immer noch erfolgten kleine Explosionen. Die Wand, in der die riesige Maschine eingebaut gewesen, war völlig zerstört. Ein Berg von Schutt lag über den Drähten und dem Gestänge, über dem verschmorten Plastik und den zerbrochenen Glasbehältern.

Konaki atmete schwer, seine Augen tränten, sein Gesicht war dick und schweißig. Stoßweise kam der Atem über seine ausgedörrten Lippen.

»Löscht!« kam es tonlos aus seinem Mund.

Konaki ging mit ausgestreckten Armen auf die Stelle zu, wo der Computer gestanden hatte. Er taumelte, als er über einen brennenden Balken stürzte, der von der Decke auf seine Füße fiel.

Der Ausgang war ihm versperrt.

Halbblind vor Rauch wich der Japaner zurück. Die Luft war glühendheiß. Vor seinen Augen begann alles zu kreisen.

Er stürzte nach vorn, und seine Sinne verließen ihn.

*

Hellmark merkte, wie die Luft ihm knapp wurde. Aber er durfte nicht aufgeben.

Der Boden unter seinen Füßen war heiß. Der Deutsche wußte, daß er es in den nächsten Minuten schaffen mußte, sonst würde auch er ein Opfer der Flammen.

Links war der Treppenaufgang. Dort kämpfte sich eine keuchende Gestalt vorwärts. Sie konnte sich kaum noch auf den Beinen halten. Ihre Kräfte verließen sie.

Chantalle Durimand schleppte sich bis an die oberste Stufe hoch, dort brach sie zusammen.

Wie ein Schatten tauchte Björn Hellmark neben ihr auf, ergriff die Französin und torkelte zur Tür. Seine Kleider waren angesengt. Aber er erreichte die Straße. Menschen waren noch nicht auf den Feuerschein aufmerksam geworden, wohl aber auf den Rauch, der in dichten Schwaden aus den kleinen Kellerfenstern quoll.

Hellmark gelangte ins Freie. Inzwischen hatte auch jemand die Feuerwehr benachrichtigt.

Noch ehe der erste Wasserstrahl auf das flackernde Haus zischte, hatte Björn Hellmark die gerettete Französin bereits in einem Taxi zum nächsten Hospital gebracht. Yasujiro Konakis Haus brannte bis auf die Grundmauern nieder.

*

Noch am gleichen Abend erhielt die Polizei durch Hellmark einen Tip. Anonym wies der Deutsche auf die ungewöhnlichen Dinge hin, die sich in diesem Haus abgespielt hatten. Die Polizei fand diese Angaben bestätigt. Im Licht der Scheinwerfer waren Suchmannschaften dabei, Überlebende zu finden.

Aber sie betraten nur ein verwüstetes Labor, sahen verkohlte Leichen und zur Unkenntlichkeit verschmorte künstliche Köpfe und geheimnisvolle Apparaturen.

Sie fanden auch Yasujiro Konaki.

Der Japaner lag in einer Luftblase unter einem Berg aus Schutt und Steinen. Die Gestelle seiner Apparaturen bildeten eine Art Zeltdach, und für einen Moment sah es so aus, als wäre er in der Tat dem Inferno entkommen. Wie durch ein Wunder waren seine Verletzungen nur oberflächlich. Die Haare waren angesengt, außer ein paar Schürfwunden war nichts zu sehen.

Der Polizeiarzt nahm an Ort und Stelle eine Untersuchung vor.

Herzstillstand! Er konnte keine Lebenszeichen mehr feststellen. Eine Rauchvergiftung mußte seinem Leben ein Ende bereitet haben.

Doch der Arzte irrte.

Yasujiro Konaki war nicht tot. Nur scheintot. Er merkte nicht, wie er abtransportiert wurde, nicht wie er ins Leichenhaus kam, wie die Tür der kühlen Kammer sich schloß.

Yasujiro wurde offiziell als Toter geführt. Ein Mensch, der keine Lebenszeichen von sich gab, mußte tot sein.

Das grausame Schicksal, das ihm vorbestimmt gewesen war, dem Armand Feraud, der Hellseher, ins Auge geblickt hatte, begann sich zu erfüllen.

*

Am nächsten Tag wurde ein großer Blumenstrauß ins Krankenzimmer gebracht.

Chantalle Durimand war erstaunt. Eine Karte lag dabei. Unter einer zarten Federzeichnung und japanischen Schriftzeichen standen nur zwei Worte in französischer Sprache.

»Gute Besserung!«

Kein Name dabei, und niemand im Hospital wußte Näheres über den Fremden.

So blieb Chantalle Durimands Retter ungenannt.

*

Wieder einen Tag später saß Björn Hellmark in einer vierstrahligen Boeing 707 der Japan Airlines und flog Richtung Europa. Seine Mission, die ein wenig anders verlaufen war, als er sie sich vorgestellt hatte, war gut abgeschlossen worden.

Die Recherchen der Polizei brachten einige Fakten ans Tageslicht, die auch noch mal den rätselhaften Unfall beim Grand Prix aufrollen würden.

Es war allerdings fraglich, ob die ganze Wahrheit an die Öffentlichkeit drang.

Noch vor der Zwischenlandung in Bangkok hatte Björn das Gefühl, als nähme er einen Einfluß in seinem Bewußtsein wahr, der nicht auf seine eigenen Gedanken zurückzuführen war. Wohl der telepathische Versuch Al Nafuurs, mit ihm Kontakt aufzunehmen!

Hellmark lauschte in sich hinein.

Aber die Kontaktaufnahme kam nicht zustande.

Björn Hellmark lehnte sich zurück. Ein nachdenkliches Lächeln umspielte die scharf geschnittenen Lippen des jungen Mannes.

Irgendwie fühlte er, daß dies alles erst ein Anfang war. Es gab ein Geheimnis in seinem Leben, das er selbst noch nicht ausloten konnte und von dem er wußte, daß Al Nafuur damit in engem

Zusammenhang stand.

Irgendwann, das spürte er, würde er mit dem Land Xantilon wieder in Verbindung treten.

*

Am dritten Tag würde der scheintote Yasujiro Konaki von den Behörden freigegeben.

Die Beisetzung erfolgte ohne Teilnahme von Trauergästen.

Yasujiros letzte Station war erreicht. Seine furchtbaren Ahnungen, daß etwas mit seinem Tod nicht ganz geheuer sein würde, erfüllten sich.

Die dämonischen Mächte, denen er gedient, bestraften ihn für diesen Dienst. Welche Ironie!

Yasujiro Konaki wurde lebendig begraben. Und im Sarg kehrten seine Sinne zurück, als würde eine unsichtbare Kraft die Abläufe seines Körpers steuern.

Die Lebenssäfte begannen wieder zu zirkulieren, das Blut in seinen Adern floß träge weiter und der Herzschlag, den auch das Stethoskop nicht mehr aufgenommen hatte, setzte stärker ein.

Yasujiro Konakis Entsetzen wuchs.

Er hörte, wie die schwere Erde auf den Sargdeckel plumpste, wie das Geräusch schließlich leiser wurde, weil die Erdschicht über dem Deckel stieg.

Er lag allein in nachtschwarzer Finsternis, und unaussprechliche Furcht erfüllte ihn.

Er war als Lebender in einen engen Sarg eingeschlossen, konnte nicht rufen und sich nicht bewegen.

Seine Gedanken fieberten, aber dann überkam ihn eine beinahe unheimliche Ruhe, und unsagbarer Hunger wühlte in seinen Eingeweiden.

Konaki mußte an die alten Schriften des Benediktinerpaters Augustin Antoine Calmet denken, der im 17. Jahrhundert Werke philosophischen und theologischen Inhalts veröffentlichte. Dabei ging er auch auf die Berichte von Vampirismus in den slawischen Ländern, vor allen Ungarns, ein. Aus Versehen lebendig Begrabene waren in ihren Särgen aufgewacht, und bei späteren Graböffnungen hatte man festgestellt, daß sie keine Anzeichen von Verwesung zeigten, daß sie aber in ihrer Panik angefangen hatten, etwas Furchtbares zu tun. Sie wurden vom Heißhunger getrieben, wie ein Lebender sich das nicht vorstellen konnte.

Und diese Strafe hatten seine dämonischen Götter für ihn ausersehen.

Herz und Kopf voller Angst wußte Konaki, daß es für ihn kein

Entrinnen gab, daß er unter einer eineinhalb Meter dicken Erdschicht begraben lag und nie jemand auf die Idee kam, dieses Grab zu öffnen.

Aus welchem Grund auch?

Schließlich tat er das, was auch Augustin Antoine Calmet nach Zeugenaussagen niedergeschrieben hatte.

Es gab sie wirklich, die Kaubewegung der Toten, die nicht tot waren.

Konaki griff mit den Zähnen nach seinem Totenhemd und fing langsam an, es zu verspeisen.

ENDE